

## 2. ETAPPE:

### GEOGRAPHIE ANDERS DENKEN

#### Einleitung

Welches sind die Konsequenzen, die sich aus dem Aufsetzen der skizzierten ANDEREN Brille für das Verständnis von Geographie ergeben? Eine situierte und notwendig partielle Antwort auf diese Frage – hier zeigen sich bereits erste Spuren eines ANDEREN Denkens – soll mit der Problematisierung einer zweiten Frage eingeleitet werden. Bei dieser zweiten Frage handelt es sich um diejenige nach dem gängigen, dem traditionellen Verständnis von Geographie und damit um die Gretchenfrage der institutionellen Geographie. Sie kommt meist als »Was ist (eigentlich) Geographie« daher und befindet sich im deutschsprachigen Kontext in gefährlicher Nähe zu einer Frage, die eng mit disziplin- und karrieropolitischen Aspekten verbunden ist: zu der Frage, was denn *richtigerweise* unter Geographie zu verstehen ist und damit umgekehrt eben auch *richtigerweise nicht* unter Geographie zu verstehen ist. Zwar mag ein solcher Zusammenhang von forschungspraktischen und disziplinpolitischen, zwischen *kognitiv-disziplinären* und *institutionell-disziplinierenden* Aspekten auch in anderen wissenschaftlichen Kontexten gegeben sein. Doch es hat den Anschein, als sei dieses Terrain im Rahmen der deutschsprachigen Geographie besonders gefährlich; als bestünden hier besonders wirksame Kontrollmechanismen hinsichtlich disziplinpolitischer Ein- und Ausschlüsse. Die These einer relativ zu anderen Kontexten schärferen Form der Disziplinierung könnte auch eine Erklärung für die Zurückhaltung bieten, die deutschsprachige Fachvertreterinnen und Fachvertreter bezüglich theoriepolitischer Diskussionen an den Tag legen – in offenem und

konstruktivem Sinne wohlgerneht. Dagegen scheint die repressive Äußerung, dies oder das sei »ja wohl keine Geographie mehr«, beinahe zum Pflichtprogramm zu gehören. Folglich vermag die Welt der deutschsprachigen Geographie zuweilen den Anschein zu erwecken, »als werde sie von einem Zentralverband tumber Diskurskontrolleure beherrscht« (Hard 1999: 134).

Trotz des disziplinär-disziplinierenden Nexus aber hat auch die deutschsprachige Geographie einige kritische Interventionen in die Sakralisierung der richtigen Theorie und die reziproke Pathologisierung der anderen oder falschen Theorien hervorgebracht. Als exponiertester Kritiker der »Was-ist-eigentlich-Geographie«-Frage kann vielleicht Gerhard Hard betrachtet werden. Im »Lotsenbuch für das Studium der Geographie« (Bartels u. Hard <sup>2</sup>1975) empfahl er, sich erst gar nicht auf diese Frage bzw. deren Variante des »Ist-das-noch-Geographie?« einzulassen. Denn »wer so frage, versuche (...), den Studenten von interessanten modernen Fragen auf hausbackene Traditionsthemen zurückzulenken« (Hard 1990: 1). Zudem – und diese Argumentation findet sich im einleitenden Kapitel seiner »wissenschaftstheoretischen Einführung« aus dem Jahr 1973 – zeigte er auf sprachanalytischer Grundlage auf, daß diese Frage als eine Wesensfrage »in ihrer ursprünglichen »absoluten« Form keinen angebbaren Sinn« (Hard 1973: 17) ergebe. Fragen mit einem (beliebig präzisierbaren) Sinn könnten erst dann entstehen, wenn die Wesensfrage in ihre verschiedenen Dimensionen zerlegt würde. Hierzu zählte Hard u.a. die Fragen nach den vielen »realexistierenden Geographien, nach den Selbstverständnissen der betreffenden Geographen und nach den wünschbaren geographischen Forschungsprogrammen« (Hard 1990: 1), die sich dann unter wissenschaftssoziologischen, wissenschaftsgeschichtlichen oder forschungslogischen Aspekten zumindest teilweise beantworten ließen.

Nun könnte angenommen werden, daß fast drei Jahrzehnte solcher Interventionen inzwischen Früchte getragen haben; daß Hards Beiträge zu den »Klassikern« der fachtheoretischen Auseinandersetzungen avanciert und dementsprechend inkorporiert sind. Dann würde die »Was-ist«-Frage heute nicht mehr im essentialistischen Sinne, sondern womöglich als sprachliches Kürzel einer ihrer Dimensionen gestellt und beantwortet. Doch es drängt sich der Verdacht auf, als sei der Glaube an die Sinnhaftigkeit der Wesensfrage – insbesondere in ihrer

repressiven Form, also im Sinne eines gestrengen »Ist-das-überhaupt-noch-Geographie?« – noch lange nicht vom Tisch. Diesen Eindruck vermag zumindest ein Blick auf die Entwicklung der fachtheoretischen Auseinandersetzung seit Mitte der 1980er Jahre zu vermitteln. Seit dieser Zeit bemühen sich einige Mitglieder der geographischen Gemeinde um eine Neuorientierung der Geographie und damit um eine Erweiterung des fachlichen Horizonts (Klüter 1986; Weichhart 1986; Werlen 1986, 1987). Zwar stellen solche Bemühungen keine Innovation der letzten fünfzehn Jahre dar. Allerdings stellen die genannten Autoren die geographische Fachtradition »in einer für die deutsche Geographieszene ungewöhnlich angeregten Diskussion« (Sahr 1999: 43) in Frage. An diesem Punkt, der mit Wolf-Dietrich Sahr (1999) als epistemologischer Bruchpunkt in der geographischen Tradition bezeichnet werden mag oder auch nicht, zeigt sich, wie weit der Glaube an die *eine*, die *richtige* oder eben die »eigentliche« Geographie (noch) verbreitet ist. Und betrachtet man die Vorbehalte, die gegenüber den genannten Autoren geltend gemacht werden, so könnte man beinahe selbst dem Glauben anheimfallen, es existiere eine Frau Geographie in Person, die Auskunft darüber gibt, wer sie *überhaupt* und *eigentlich* sei und wie sie *überhaupt* und *eigentlich* zu untersuchen sei.

Die Vorbehalte gegen abweichende Konzeptionen zeigen sich in symptomatischer Weise am Beispiel der Diskussionen, die bezüglich Benno Werlens Entwurf einer handlungstheoretischen Sozialgeographie geführt werden. Zwar kann hier nicht der Ort für eine Auseinandersetzung mit »1.000 Seiten Werlen« (Blotevogel 1999: 2) sein. Dies ist aber insofern zu verschmerzen, als an dieser Stelle lediglich die Art und Weise interessiert, in der Werlen als »Meilenstein« im Rahmen der deutschsprachigen *scientific community* verhandelt wird. Die Abwehrreaktionen, mit denen das geographische Immunsystem auf seinen Entwurf reagiert, zeigen sich in den Augen Sahrs (1999) exemplarisch am Beispiel der in der »Erdkunde« abgedruckten Beiträge von Benno Werlen (1993) einerseits und Jürgen Pohl (1993) andererseits:

»Die Debatte zwischen Werlen und Pohl ist geradezu symptomatisch für den Diskussionsstil und die Diskursentwicklung in Deutschland. Als Aussenstehender versteht man eigentlich die ganze Debatte nicht. Werlen diskutiert den ›Raum‹ als handlungsstrukturiertes Produkt und damit Objekt der Handlungen, und Pohl antwortet – auf einer vollkommen anderen diskursiven Ebene –

mit einer fachpolitischen Begründung des Raumes als Objekt der strategischen Ressourcen für Geographen, ohne auch ein einziges Mal auf den Regionalisierungsbegriff von Benno Werlen einzugehen« (Sahr 1999: 48).

Es stellt sich zwar die Frage, inwieweit es gerechtfertigt ist, ausgerechnet Pohl als exemplarischen Antagonisten ins Feld zu führen – und dies nicht nur, weil »Diskurse mehr [sind] als ihre Sprecher« (ebd.: 50) und die Argumentation weniger durch Subjekte als durch »die Konfiguration des Diskurses« (ebd.) bestimmt ist. Dennoch können die Ausführungen Sahrs in vielen Punkten als erhellend betrachtet werden. Dies mag nicht zuletzt daran liegen, daß Sahr die deutschsprachige Geographie von »außen« betrachtet und damit einiges als bemerkenswert herauszustreichen vermag, was »innen« alltäglich und gewohnt erscheint – als müsse es *so* und könne es nicht anders sein. So zeigt er auf, daß Werlen »mit einer für ihn nicht sehr fruchtbaren Raumdiskussion aufgehalten« (ebd.) wird, obwohl die Rolle des Raums in seinem Gedankengebäude (insbesondere in Relation zum zentralen Konzept der *Regionalisierungen*) eine eher untergeordnete Rolle spielt. Das Beharren auf der Raumdiskussion kann aber kaum überraschen – ist doch »die Reflexion der Geographen über die Geographie (...) seit nahezu zwei Jahrhunderten an den Raumbegriff gefesselt« (Hard 1986: 77). Und so scheint, in einer Bewegung gegen den »Raum-Exorzismus«, immer noch die Wahrung dessen im Vordergrund zu stehen, was mit Heiner Dürr als eine Form der »wissenschaftslogischen Hygiene traditioneller Räumler-Theorien« (Dürr 1986: 20) bezeichnet werden könnte.

Im Eifer des Gefechts um den Gegenstand und die damit verbundene Identität der Disziplin aber scheinen nur wenige zu bemerken, daß Werlen durchaus Wert darauf legt, seinen Ansatz »disziplinpolitisch lokalisieren zu können« (Werlen 1995: 16), und daß er sich selbst als disziplinär-disziplinierender »Was-ist«-Geograph zu erkennen gibt. Dies tut er insofern, als er die Frage nach Gegenstand und Forschungspraxis (nach dem Kognitiv-Disziplinären) explizit mit disziplinpolitischen Fragen (dem Institutionell-Disziplinierenden) verbindet. So erweckt er zuweilen den Anschein, sein Verständnis von Geographie nicht für ein neues und besseres, sondern für das wahre Verständnis zu halten und damit gleichsam zur Apotheose zu erheben. Ob dies nun seinen »Intentionen« entspricht oder eine »unbeabsichtigte

Handlungsfolge« im Kampf gegen die »Diskurskontrolleurinnen« und »Diskurskontrolleure« darstellt, sei dahingestellt. Jedenfalls scheint auch Benno Werlen nicht (oder nur langsam) müde zu werden, darauf hinzuweisen, wohin die Reise in seinen Augen nicht nur gehen *solle*, sondern gehen *müsse* (für eine relativierende Aussage vgl. aber Werlen 1999). Damit darf vermutet werden, daß Werlen trotz einer Überschreitung fachgeographischer Grenzen in einem Mechanismus gefangen bleibt, den Jürgen Hasse als »quasiautomatistische Selbstzensur« bezeichnet hat: daß er die »heimlichen Regeln« der Disziplin befolgt, »nach denen Denkbare, Denkwürdiges, Undenkbare, Geächtetes, Gewolltes usw. ineinandergreifen« (Hasse 1989: 20).

Demgegenüber stellt das Folgende einen Versuch dar, dieser »quasiautomatistischen Selbstzensur« zu entkommen. Es stellt einen Versuch dar, sowohl die institutionell-disziplinierenden als auch die kognitiv-disziplinären Grenzen der deutschsprachigen fachwissenschaftlichen Geographie zu mißachten und damit auch die Frage, ob dieses Buch »überhaupt noch Geographie ist«, hintanzustellen. Denn ein ANDERES Denken eröffnet einen Denkraum, in dem durch das Infragestellen von disziplinär-disziplinierenden Demarkationslinien ein ANDERES Verständnis – im Plural gedacht – von Geographie entwickelt werden kann. Da ein solches Verständnis in der deutschsprachigen Geographie noch kaum etabliert scheint, soll nun eine seiner möglichen Erscheinungsformen vorgestellt werden. Die Konsequenzen wiederum, die dieses ANDERE Verständnis von Geographie für die geographische Forschungspraxis zeitigt, werden in einem dritten Teil thematisiert. Auf dem vierten und letzten Teilstück wird es schließlich darum gehen, die Befunde zusammenzufassen und in diesem Kontext auch noch einmal auf das Feld der »quasiautomatistischen Selbstzensur« zurückzukommen.

## Imaginative Geographien: Geographie als Diskurs

»What I find myself doing (...) is rethinking geography«. Dieses Zitat stammt nicht, wie vermutet werden könnten, aus dem Kontext der geographischen *scientific community*. Es ist der Literaturwissenschaftler Edward Said, der von sich behauptete, die Geographie neu/umzudenken (Said zit. in Gregory 1995b: 447). Und tatsächlich können sei-

ne Beiträge als ebenso weitgehendes wie erfolgreiches Projekt gelesen werden, die Geographie auf Grundlage der im Rahmen der ersten Etappe skizzierten Verschiebungen des abendländischen Denkens neu zu verhandeln. Dennoch dürfte ihm kaum daran gelegen sein, auf die Position eines »postkolonialen literaturwissenschaftlichen Geographen« oder eines »postkolonialen geographischen Literaturwissenschaftlers« reduziert zu werden. Denn jenseits aller institutionell-disziplinierenden Zuschreibungen ging und geht es diesem theoretisch-praktischen Denker, der insbesondere durch seine Arbeit zum orientalistischen Diskurs (Said 1978) als »Begründer« der Postkolonialismen gelten kann, in erster Linie um die grundlegende Thematik eines ANDEREN Denkens: um eine Kritik der Repräsentationsprozesse, in denen *falsches* bzw. diskriminierendes Wissen über den oder die »Andere« (re-)produziert wird. In Opposition zu den identifizierenden Strategien des westlichen Denkens formulierte er die zentrale Frage: »How can we know and respect the other?« (Said zit. in Williams u. Chrisman 1994: 8), auf die die Vertreterinnen und Vertreter eines ANDEREN Denkens bessere oder zumindest ANDERE, weniger diskriminierende Antworten zu finden hoffen.

Orientalism« (Said 1978) kann also, wenn auch entgegen der Vorgabe, keine Ursprünge festlegen zu wollen, als Ursprung des theoretisch-praktischen Dazwischen gelesen werden, das sich durch die gesamte Literatur eines ANDEREN Denkens zieht. Zwar wurde das Buch von »differenteren«, d.h. radikal dekonstruktivistischen Theoretikerinnen und Theoretikern als inkonsistent zurückgewiesen (vgl. etwa Young 1990) – weist es doch eine Verwandtschaft mit der *écriture engagée* Jean-Paul Sartres (vgl. Sartre 1981) auf. Gleichwohl war es nicht zuletzt die Auseinandersetzung mit der widersprüchlichen Normativität Saids, die die Zwischen-Perspektive der Postkolonialismen erst zu formulieren gestattete. Und so ist seine Normativität, die von einer spezifischen »humanistischen Humanismuskritik« geprägt ist, längst zum Allgemeingut der postkolonialen Kritik avanciert (vgl. Driver 1992). Gleiches gilt für seinen Umgang mit der Geographie. Zwar begegnet Said der Vorstellung einer natürlichen oder gar gottgegebenen geographischen Wirklichkeit mit großer Skepsis – könnte er doch nicht wirklich als ANDERER Denker gelten, wenn er sich nicht daranmachen würde, den Glauben an geographische Fakten nachhaltig zu erschüttern. Aber seine Beschäftigung mit der Geographie beschränkt

sich gleichwohl nicht auf eine »rein metaphorische« Ebene bzw. auf den ausgiebigen Gebrauch von »Raumbegriffen«. Eine ebenso große Bedeutung mißt Said der Beschäftigung oder, besser gesagt, der praktischen Kommunikation mit der geographischen Wirklichkeit bei. Entsprechend können seine Arbeiten als Analysen des langen Prozesses gelesen werden, in dessen Verlauf die geographische Wirklichkeit erst produziert wurde.

Da die De- und Rekonstruktion der geographischen Wirklichkeit für den weiteren Verlauf der Reise von zentraler Bedeutung ist, soll nun genauer betrachtet werden, auf welche Art und Weise Said dem Glauben an die Existenz *der* geographischen Realität eine Absage erteilt. Zu diesem Zweck bietet es sich an, einen Blick in das bereits erwähnte Werk über den Orientalismus zu werfen, in dem Said den »Grundstein« für die postkoloniale Sensibilität bezüglich raumbezogener Strategien legte (Said 1978). In diesem Werk bezieht er sich auf den strukturalistischen Anthropologen Claude Lévi-Strauss bzw. dessen Konzept der »Wissenschaft vom Konkreten« (ebd.: 53). Die »Wissenschaft vom Konkreten«, so Lévi-Strauss, entstehe aus dem allgemein verbreiteten Verlangen, das Universum zu ordnen, d.h. eine ganz bestimmte Ordnung der Dinge zu entwickeln. Zwar müsse jede Ordnung ebenso arbiträr wie kulturell spezifisch sein. Dennoch könne man – im Anschluß an die Aussage »Alles Geheiligte hat seinen Ort« – »sogar sagen, daß erst dadurch etwas geheiligt ist, daß es seinen Ort hat, da, wenn man das Heilige unterdrückte, und sei es nur in Gedanken, die Ordnung des Universums zerstört würde; es trägt also dazu bei, diese Ordnung aufrechtzuerhalten, indem es den Ort einnimmt, der ihm zukommt« (Lévi-Strauss 1968: 21). Bei der Verortung der Dinge, so Lévi-Strauss weiter, werde höchste Sorgfalt an den Tag gelegt; es werde tatsächlich *alles* an Ort und Stelle gebracht. Diese Sorgfalt erklärt sich für ihn »aus der Sorge um das, was man eine ›Mikro-Ausgleichung‹ nennen könnte: kein Wesen, ob als Objekt oder Aspekt, auszulassen, sondern ihm einen Platz innerhalb einer Klasse zuzuweisen« (ebd.).

Wollte man die Bemerkungen Lévi-Strauss' nicht nur in eine leichter zugängliche Form bringen, sondern auch im Sinne Suids »erweitern«, so könnte man vielleicht sagen, daß die Verortung eine Grundkoordinate jeglicher Repräsentationsprozesse darstellt; daß die Produktion einer bestimmten Wirklichkeit immer auch eine Verortung

der Objekte beinhaltet – und daß erst der Prozeß des Ordnnens/Verortens die Überzeugung herzustellen vermag, die verorteten Objekte (seien es nun Objekte oder »andere« Mit-Subjekte) existierten in einem objektiven Sinn. Oder, wie Edward Said im Anschluß an die »Wissenschaft vom Konkreten« selbst formuliert: Der Prozeß des Ordnnens/Verortens teilt den Dingen ihren festen Platz im Rahmen einer ganz bestimmten »Ökonomie der Objekte und Identitäten« (Said 1978: 53; Übersetzung JL) zu. Wenn die Objekte ihren Platz in dieser Ökonomie einmal eingenommen haben, wenn sie also verortet sind, dann erwecken sie den Anschein, als existierten sie in einem objektiven Sinn. Dieser Prozeß der *Objektivierung* bleibt nicht auf die einzelnen Dinge beschränkt. Denn zusammen mit den verorteten und damit objektivierten Objekten und Identitäten erscheint auch die gesamte Ordnung als eine Ordnung, die *so und nicht anders* ist; als eine Ordnung, die *nicht anders sein kann, als sie ist*.

Aus dieser Perspektive betrachtet, entpuppen sich die jeweiligen geographischen Wirklichkeiten als fiktionale, als (re-)produzierte, oder, in Saids Terminologie, als »imaginative Geographien«. Sprich: Said bezieht Stellung gegen eine Haltung, die Felix Driver als »geographischen Essentialismus« (Driver 1992: 31) bezeichnet hat – »the notion that there are geographical spaces with indigenous, radically ›different‹ inhabitants who can be defined on the basis of some religion, culture, or racial essence proper to that geographical space« (Said 1978: 322). Gegen einen solchen Essentialismus macht Said geltend, daß die räumliche Wirklichkeit nicht per se existiert, sondern als eine *imaginative Wirklichkeit* begriffen werden sollte, die im Zuge der Verortung von »Eigenem« und »Anderem« immer wieder aufs neue (re-)produziert wird:

»It is perfectly possible to argue that some distinctive objects are made by the mind, and that these objects, while appearing to exist objectively, have only a fictional reality. A group of people living on a few acres of land will set up boundaries between their land and its immediate surroundings and the territory beyond, which they call ›the land of the barbarians‹. In other words, this universal practice of designating in one's mind a familiar space which is ›ours‹ and an unfamiliar space beyond ›ours‹ which is ›theirs‹ is a way of making geographical distinctions that *can be* entirely arbitrary. I use the word ›arbitrary‹ here because imaginative geography of the ›our land-barbarian land‹ variety



does not require that the barbarians acknowledge the distinction. It is enough for ›us‹ to set up these boundaries in our own minds; ›they‹ become ›they‹ accordingly, and both their territory and their mentality are designated as different from ›ours‹« (ebd.: 54).

Zwar könnte der Begriff der imaginativen Geographie dahingehend interpretiert werden, als bezeichne Said damit eine »blutleere Sphäre«, in der keine realen Effekte gezeitigt würden. Eine solche Interpretation enthielte aber nur die »halbe Wahrheit« – wenn überhaupt. Denn Said nimmt gleichermaßen das Terrain der diskursiven Abschlüsse in den Blick. Auch wenn er also die geographische Wirklichkeit dekonstruiert; auch wenn er, um mit Derrida zu sprechen, die Wirklichkeit als »Text« liest (Derrida 1990b), so bedeutet das nicht, daß er die Frage nach der konkreten gesellschaftlichen Verbindung von Macht und (geographischem) Wissen »entsorgen« würde: Insofern die Verortung von vermeintlich objektiven Dingen und Identitäten, die Produktion von Wirklichkeit also, für Said nicht von Fragen nach Macht und Herrschaft zu trennen ist, zeigen seine Arbeiten auf, wie Macht, Wissen und Geographie auf ganz konkrete Art und Weise zusammenwirken.

Wie die Zusammenstellung der Begriffe »Macht« und »Wissen« ahnen läßt, bezieht er sich dabei auf Michel Foucault (vgl. etwa Said 1978: 3). Da er dies jedoch stellenweise auf kritische Art und Weise tut, können einmal mehr große Gemeinsamkeiten oder aber kleine Unterschiede in den Vordergrund gerückt werden. Aus beiden Möglichkeiten soll im folgenden diejenige ausgewählt werden, die die Gemeinsamkeiten betont – und zwar insofern, als nicht nur Said auf eine theoretisch-praktische Analyse der (kolonialen) Demarkationslinien abzielt, die zwischen dem Raum des »Eigenen« und den Räumen der »Anderen« errichtet worden sind. Auch Foucault interessierte sich (im Anschluß an Nietzsche) »für die Grenzen, die die europäische Kultur zwischen sich und ihrem Anderen errichtet hat« (Kneer 1996: 174). Allerdings wird insbesondere von postkolonialer Seite immer wieder der Vorwurf erhoben, Foucault habe es versäumt, jene Topographien von Macht und Wissen zu kartieren, die jenseits der europäischen bzw. der französischen Welt zum Tragen kamen und bis heute zum Tragen kommen (vgl. hierzu Gregory 1995b). Vor dem Hintergrund dieses Vorwurfs können die Arbeiten Sairs (und insbesondere

»Orientalism«) als ein Projekt gelesen werden, das genau diese Leerstelle des Foucaultschen Werkes zu füllen versucht (vgl. ebd.). Sprich: Es kann argumentiert werden, daß Said jene (post-)kolonialen Demarkationslinien kartiert, die Foucault an einigen Textstellen – wie etwa der folgenden – zwar *thematisierte*, aber nicht *elaborierte*:

»In der Universalität der abendländischen Ratio gibt es den Trennungsstrich, der den Orient darstellt: der Orient, den man sich als Ursprung denkt, als schwindeligen Punkt, an dem das Heimweh und die Versprechen auf Rückkehr entstehen, der Orient, der der kolonisatorischen Vernunft des Abendlandes angeboten wird, der jedoch unendlich unzugänglich bleibt, denn er bleibt stets die Grenze. Er bleibt Nacht des Beginns, worin das Abendland sich gebildet hat, worin es aber auch eine Trennungslinie gezogen hat. Der Orient ist für das Abendland all das, was es selbst nicht ist, obwohl es im Orient das suchen muß, was seine ursprüngliche Wahrheit darstellt. Die Geschichte dieser großen Trennung während der Entwicklung des Abendlandes müssen wir schreiben und in ihrer Kontinuität und in ihrem Wechsel verfolgen; zugleich müssen wir sie aber auch in ihrer tragischen Versteinerung erscheinen lassen« (Foucault 1973: 10).

Für das Zurücklegen der weiteren Wegstrecke ist es allerdings unerheblich, ob Said nun darauf abzielte, die von Foucault nicht bearbeitete Geschichte dieses »Trennungsstriches« zu schreiben, oder nicht. Denn wie dem auch sei: »Orientalism« kann als die Analyse eines Prozesses gelten, in dessen Verlauf der Orient produziert und dabei buchstäblich an Ort und Stelle gebracht wurde:

»My contention is that without examining Orientalism as a discourse one cannot possibly understand the enormously systematic discipline by which European culture was able to manage – and even produce – the Orient politically, sociologically, militarily, ideologically, scientifically, and imaginatively during the post-Enlightenment period. (...) How this happens is what this book tries to demonstrate. It also tries to show that European culture gained in strength and identity by setting itself off against the Orient as a sort of surrogate and even underground self« (Said 1978: 3).

Dabei laufen Saims Arbeiten nicht darauf hinaus, die imperialen Topographien auf eine europäisch-orientalische Dichotomie zu reduzieren.

Zwar behandelt er die Demarkationslinie zwischen Orient und Okzident als die primäre, als die ursprüngliche (Said 1978). Aber er hält fest, daß die Produktion dieser Linie eine ganze Reihe weiterer Grenzziehungen nach sich zog – und zwar schon allein deshalb, weil »das normale Geschäft der Zivilisation nach außen gerichtete Unternehmungen wie Reisen, Eroberungen und neue Erfahrungen« (ebd.: 57; Übersetzung JL) erforderlich machte. Der Imperialismus, so schreibt er in seinem zweiten großen Werk »Kultur und Imperialismus«, sei eben immer auch ein Akt der geographischen Gewalt, mit dem »ferne Gegenden« (Said 1994: 127) erkundet, kartiert und letztlich unter Kontrolle gebracht wurden.

Das Moment der »geographischen Gewalt« stellt für Said folglich kein »Nebenprodukt« der ökonomischen, politischen und militärischen Strategien des Imperialismus bzw. (Neo-)Kolonialismus dar. Im Gegenteil: Es gilt ihm als integraler Bestandteil, wenn nicht als Voraussetzung dieser Strategien: »We would not have had empire itself without the important philosophical and imaginative processes at work in the production as well as the acquisition, subordination and settlement of space« (Said 1989: 216). Denn erst der Prozeß des Ordnen – und d.h. immer auch jener der Verortung von Objekten und Identitäten – habe die Produktion dessen ermöglicht, was gemeinhin als Realität bezeichnet wird. Entsprechend schreibt er:

»So wie niemand von uns außerhalb oder jenseits der Geographie steht, so ist niemand von uns vollständig frei vom Kampf um die Geographie. Dieser Kampf ist komplex und lehrreich, weil er nicht nur um und mit Soldaten und Kanonen geführt wird, sondern auch um und mit Ideen, Formen, Bildern und Imaginationen« (Said 1994: 41).

Wer an dieser Stelle die im Rahmen der ersten Etappe thematisierte Unterscheidung zwischen einer *Poetik der Sprache* und einer *Politik der Sprache* rekapituliert, wird eine Analogie formulieren können, derzufolge Said weniger an einer (bloßen) *Poetik des Raums* als vielmehr an einer *Politik des Raums* interessiert ist (vgl. hierzu auch Gregory 1995b). Zwar nimmt er explizit Anleihe bei Gaston Bachelards Überlegungen zu einer »Poetik des Raumes« (Bachelard 1960) und hält fest, daß ein bestimmter Raum nicht durch sein vermeintlich natürliches, materielles Wesen, sondern durch poetische, imaginative

oder figurative Zuschreibungen (wie etwa »anheimelnd«, »unheimlich«, »magisch« oder »exotisch«) bedeutsam würde (Said 1978: 55). Aber insofern er auch die Machtmodalitäten in den Blick nimmt, innerhalb derer Signifikanten »Platz nehmen« – innerhalb derer Objekte objektiv und Identitäten selbst-identisch werden –, erweitert er die »Poetik des Raums« in Richtung Politik.

Wollte man die geographische Dimension in den Arbeiten Saids in knappe Worte fassen, so könnte man also sagen, daß Said dem Glauben an die *eine*, per se existierende und objektiv erkennbare geographische Wirklichkeit das Konzept der Ordnung/Verortung gegenübergestellt: Er ersetzt die Vorstellung von »Raum an sich« durch das Konzept der imaginativen Geographien – jenen »spannungsgeladenen Konstellationen von Macht, Wissen und Räumlichkeit, die in einem ›Hier‹ zentriert sind und auf ein ›Dort‹ projiziert werden« (Gregory 1995a: 29; Übersetzung JL). Seine Arbeiten können daher als explizit geographische Analysen der Allmachtsphantasien der europäischen Subjektposition gelesen werden. Denn sie alle kreisen um die Repräsentation – und damit um die Verortung – der »Anderen« Europas als Spiegelbilder des europäischen Selbst. Und damit kreisen sie immer auch um den jeweiligen Ort des »Anderen«, der gegenüber der »eigenen« Psyche insofern primär ist, als der »eigene Vorrat an Gedanken, Ideen und Vorstellungen (...) anderen entrissen werden [muß]« (Widmer 1990: 34). Diesem (taktischen) Abschluß sei noch hinzugefügt, daß eine Beschäftigung mit der geographischen Wirklichkeit, wie sie das Denken Edward Saids prägt, nicht nur als charakteristisch für die Postkolonialismen gelten kann, sondern auch von den Vertreterinnen und Vertretern eines ANDEREN Denkens in einem allgemeineren Sinne geteilt wird. Trotz aller Differenzen begreift die »vorgestellte Gemeinschaft« (vgl. Anderson <sup>2</sup>1993) der ANDEREN Denkerinnen und Denker die geographische Wirklichkeit als eine konstruierte Realität – aber nicht als eine, die lediglich in der Belanglosigkeit fröhlicher Sprachspiele zum Tragen kommt. Im Gegenteil: Sie lesen die imaginativen Geographien als »wahr gewordene« Geographien, die durch vielfältige Ausschlußmechanismen entlang essentialistischen Kategorien gekennzeichnet sind. Mit anderen Worten: Sie begreifen die geographische Wirklichkeit als eine *Wirklichkeit von Ausschlüssen*.

Diese Auffassung wird seit einiger Zeit auch von einer wachsenden Zahl Geographinnen und Geographen geteilt (Crush 1994; Gregory

1994, 1998; Slater 1993). Zwar mag die Unterscheidung zwischen ANDEREN Denkerinnen und Denkern einerseits und Geographinnen und Geographen andererseits sehr statisch klingen. Aber auch wenn diese Dichotomie – wie sich gleich zeigen wird – taktisch-essentialistischer Art ist, so sollte doch festgehalten werden, daß sich der ANDERE Blick innerhalb der geographischen Disziplin erst im Laufe eines langen Prozesses etablieren konnte, den Derek Gregory als »socialisation« of human geography« (Gregory 1994: 4) bezeichnet hat und der sich bisher insbesondere auf Teile der angelsächsischen Geographie zu beschränken scheint. Dort existiert eine vielfältige und lebhafte theoretisch-praktische *community*, deren Mitglieder sich – gemäß den Vorgaben eines ANDEREN Denkens – gegen ein objektivistisches Wissenschaftsverständnis wenden:

»Gender, imperial power, nation or race provide only some of the lineaments around which discourses of exclusion arise. To them could be added representations shaped by the categories of class, religion, political ideology, age and even physical or mental disability, and a literature exploding in quantity is disclosing their arbitrary constitution and often prejudicial effects. The social construction of knowledge is pervasive; values and valuing are integral to knowing, making any claim to objectivity untenable« (Duncan u. Ley 1993: 6-7).

Vor diesem Hintergrund muß die eben formulierte Dichotomie zwischen ANDEREN Denkerinnen und Denkern einerseits sowie Geographinnen und Geographen andererseits wieder aufgehoben werden: Sowohl die geographisch interessierten ANDEREN Denkerinnen und Denker als auch die an einem ANDEREN Denken interessierten Geographinnen und Geographen zielen darauf an, den Prozeß der (Re-)Produktion einer vermeintlich natürlichen geographischen Wirklichkeit zu verstören. Dabei gehen sie nicht davon aus, daß der Geltungsbereich von produziertem und innerhalb bestimmter Codierungen als selbstverständlich geltendem Wissen auf die tradierten disziplinär-disziplinierenden Hoheitsbereiche beschränkt ist. Sie stehen vielmehr auf dem Standpunkt, daß sich objektives Fakten-Wissen als diskursives Wissen quer durch die Gesellschaft als ganze zieht. Folglich kann mit Derek Gregory konstatiert werden, daß sich geographisch interessierte ANDERE Denkerinnen und Denker mit »Geographie« in einem *populär-disziplinierenden* Sinn beschäftigen:

»Geography in this expanded sense is not confined to any one discipline, or even to the specialized vocabularies of the academy; it travels instead through social practices at large and is implicated in myraid (sic!) topographies of power and knowledge. We routinely make sense of places, spaces, and landscapes in our everyday lives – in different ways and for different purposes – and these *popular geographies* are as important to the conduct of social life as are our understandings of (say) biography and history« (Gregory 1994: 11; Hervorhebung JL).

Ein ANDERES Denken stellt die traditionellen disziplinär-disziplinierenden Demarkationslinien folglich durch eine Haltung in Frage, die als *post-disziplinär* bezeichnet werden kann – was allerdings nicht bedeutet, daß das von den jeweiligen wissenschaftlichen Disziplinargemeinschaften (re-)produzierte Wissen nicht weiter beachten würde. Im Gegenteil: Auch wenn die Mitglieder der epistemologischen »Wahl-Gemeinschaften« bestrebt sind, die tradierten Disziplinargrenzen zu verwischen, so sind sie doch gleichermaßen an der Verstörung desjenigen Wissens interessiert, das im Rahmen der traditionellen Disziplinen gesammelt wird. Denn es gibt sie ja, diese Disziplinen, auch wenn sie nicht als gleichsam vom Himmel gefallene, sondern als »wahr gewordene« Disziplinen betrachtet werden sollten, die in wissenschaftssystemaren Auseinandersetzungen produziert wurden und bis heute (re-)produziert werden. Kurz: Auch wenn der Schwerpunkt der ANDEREN Geographinnen und Geographen auf einer Analyse der populär-disziplinierenden Geographien liegt, so werfen sie doch auch einen kritischen Blick auf die historische Landkarte der disziplinär-disziplinierenden Geographien. Einen solchen Blick auf die Entwicklung des geographischen Disziplin(ar)-Wissens zu werfen, stellt auch das Ziel des nächsten Teilstücks dar.

### **Imaginationen der Geographie: Der geographische Diskurs**

Wer die Lehrangebote an deutschen geographischen Instituten nach Veranstaltungen zur Geschichte des *geographical thought* durchsucht, wird wohl nicht zu unrecht den Eindruck gewinnen, die Auseinandersetzung mit der Geschichte stelle für viele Geographinnen und Geo-

graphen eine Aufgabe dar, der allenfalls am Sonntagnachmittag nachgegangen wird. Demgegenüber wird im folgenden die Auffassung vertreten, daß eine kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit kein »schmückendes Beiwerk« darstellt, sondern eine wichtige Grundlage bieten kann, über alternative und wenn möglich bessere Zukünfte einer Disziplin zumindest nachzudenken:

»Such a critique need not result in mere handwringing; indeed, it might point us towards alternative roles for geographers in the future. What better justification for our historians« (Driver 1992: 26)?

Aber so sinnvoll die Beschäftigung mit Fragen der kognitiv-disziplinären Entwicklung des Faches aus einer ANDEREN Sicht auch sein mag: sie ist mit einigen Schwierigkeiten verbunden. Denn wie, so lautet die zunächst zu klärende Frage, wird es möglich, mit der Vergangenheit zu kommunizieren, wenn grundsätzlich davon ausgegangen wird, daß alles ebensogut ganz anders sein könnte?

Wenn der Versuchung widerstanden werden soll, Vielheiten auf eine vermeintliche Einheit zu reduzieren, dann muß Abstand von einem Geschichtsverständnis genommen werden, das die disziplinäre Entwicklung in evolutionistischer Manier – als eine durchgängige, gleichsam teleologische Entwicklung von einer finsternen Vorzeit zum lichten Strahlen des zeitgenössischen und erst recht des zukünftigen Wissens – konzeptualisiert. Eine solche, im Anschluß an Foucault (1981) auch als *global* zu bezeichnende Geschichtsschreibung wird durch eine ANDERE ersetzt, die – wiederum in Anschluß an Foucault (ebd.) – auch als *allgemeine* Geschichtsschreibung bezeichnet werden kann. Die allgemeine Geschichte bricht mit den weit verbreiteten Annahmen, »daß unter allen Ereignissen eines räumlich-zeitlich wohl abgesteckten Bereichs (...) sich ein System homogener Beziehungen feststellen lassen muß (...); daß die Geschichte selbst in große Einheiten gegliedert werden kann – Stadien oder Phasen, die in sich selbst ihr Kohäsionsprinzip enthalten« (ebd.: 19). Damit entkommt diese Geschichte dem reduktionistischen Impuls, alle Phänomene – »Prinzip, Bedeutung, Geist, Weltsicht, Gesamtform« (ebd.: 20) – um einen einzigen Kern, ein einziges Zentrum anzuordnen, und zielt statt dessen darauf ab, den »Raum einer Streuung« (ebd.) zu entfalten:

»In place of the continuous lines of progressivist history, it substitutes a landscape of discontinuity; history as a series of spaces, rather than a single, seamless narrative. The contextual approach to the history of geography is thus more concerned with mapping the lateral associations and social relations of geographical knowledge than with constructing a vision of the overall evolution of the modern discipline« (Driver 1992: 35).

Ein solch *allgemeiner* oder *kontextueller* Ansatz zeitigt weitreichende Konsequenzen. Wird die globale Geschichtsauffassung verabschiedet, dann wird – konsequent gedacht – auch der Gedanke an einen fixen Referenzpunkt verabschiedet, von dem aus mit »vergangenen Zeiten« kommuniziert werden könnte. Doch ein ANDERES Denken wäre kein ANDERES Denken, wenn es sich nicht gleichwohl dezidiert zu historischen Fragen äußern würde: »The belief that ›the past is another country, they do things differently there‹ is one of the vital provocations for historical inquiry, but if it becomes a license for erasing continuities it cannot serve as an effective goad for a critical history of the present« (Gregory 1998: 11). Allerdings findet ein solches Denken den dafür notwendigen Standpunkt nicht trotz, sondern gerade wegen, d.h. in Anerkennung der Unmöglichkeit, einen fixen und universell gültigen Aussichtspunkt einzunehmen:

»Representing geography's past is inevitably an act of the present, however much we attempt to commune with the past. Indeed, the idea of mapping the historical landscape depends on the construction of perspective, a view from the present, around which the panoramas of history are made to revolve« (Driver 1992: 36).

Zur Untermauerung dieser taktisch-essentialistischen Auffassung von Geschichte und Geschichtsschreibung wird immer wieder der erste Satz des Buches »The Political Unconscious« angeführt: »Always historicize!« (Jameson 1983: 9). Streng genommen zu Unrecht, denn die Arbeiten des poststrukturalistischen Marxisten Jameson weisen wohl eine höhere Affinität zur *globalen* als zu einer ANDEREN Geschichtsschreibung auf (vgl. auch Strasen 1996: 212). Dies wird bereits in demjenigen Satz deutlich, den Jameson seiner Aufforderung zum Historisieren nachstellt: »This slogan – the one absolute and we may even say ›transhistorical‹ imperative of all dialectical thought – will unsurpris-



ingly turn out to be the moral of *The Political Unconscious* as well« (Jameson 1983: 9).

Wird der »Slogan« aber nicht im Sinne einer logischen Notwendigkeit im Kontext eines transhistorischen Konzepts gelesen, sondern dahingehend interpretiert, daß sich jedes Sprechen im Rahmen einer »wahr gewordenen« Zeitlichkeit vollzieht, dann wird deutlich, welchen Nutzen er mit sich bringen kann. Denn dann kann er daran erinnern, daß *jedes Sprechen eine ganz bestimmte Position innerhalb eines Diskurses innehat* (Hall 1994: 61) – und daß es sich erst dann anmaßt, für alle zu sprechen, wenn es vergißt, daß es auch *historisch* verortet ist. Vor diesem Hintergrund lautet die Frage nicht länger »Geschichte schreiben oder nicht schreiben?«, sondern »Welche Geschichte schreiben?« oder präziser: »Welchen Geschichten zu ihrem Recht verhel-fen?« In diesem Fragenhorizont ist das Ziel einer ANDEREN Geschichtsschreibung zu sehen, die darauf abzielt, der *einen* globalen Geschichte *viele* plurale und auch immer wieder ANDERE Geschichten entgegenzusetzen. Und zwar solche Geschichten, die insofern als kritisch zu bezeichnen sind, als sie von bislang ausgeschlossenen oder marginalisier-ten historischen Wahrheiten und Wirklichkeiten handeln.

### *Die Welt der Geographie*

Wird die Geschichte des geographischen Diskurses durch eine ANDERE Brille betrachtet, dann zeigt sich recht schnell, daß das in den Anfängen der modernen, d.h. der traditionellen Geographie verhandelte disziplinar-disziplinierende Wissen eminent machtvoll war – und zwar *so* machtvoll, daß es banal erscheint, dies überhaupt zu explizieren. Von der Produktion des notwendigen Kartenmaterials über die Bereitstellung erobierungs- und ausbeutungsrelevanten Wissens bis hin zur all-gemeinen logistischen sowie intellektuellen Unterstützung imperialer und kolonialer Herrschafts- und Machtstrukturen: »[it] is as if the writings of our predecessors were so saturated with colonial and imperial themes that to problematise their role is to challenge the very status of the modern discipline« (Driver 1992: 26). Allerdings zeigt sich an dieser Stelle einmal mehr, daß das Benennen des Banalen oft weniger banal ist, als es auf einen ersten Blick den Anschein haben mag. Dies trifft um so mehr zu, als an einer »Aufarbeitung« der Zusammenhänge

zwischen Geographie und Kolonialismus lange Zeit kaum Interesse bestand, so daß sich das Projekt einer ANDEREN geographischen Geschichtsschreibung nicht zuletzt durch Forschungslücken auszeichnet. Trotz dieser Lücken soll es im folgenden nicht darum gehen, sich den Zusammenhängen zwischen (imperialen) Macht und (geographischem) Wissen auf konkret-empirischer Ebene zu nähern. Statt dessen soll versucht werden, jene allgemeine *Ökonomie des Wissens* herauszuarbeiten, die diese Zusammenhänge ermöglichte und deren Reproduktion garantierte. Anders ausgedrückt: Es soll weniger gezeigt werden, was im einzelnen gemacht wurde, sondern wie die Wirklichkeit im allgemeinen betrachtet wurde. Dabei sollte stets mitgedacht werden, daß, wann immer von »dem geographischen Diskurs« oder von »der Geographie« die Rede sein wird, es sich um eine ebenso taktische wie vorläufige Schließung handelt – um eine Schließung allerdings, die daran interessiert ist, jene Regelmäßigkeiten aufzuspüren, die das geographische Wissen als das einer disziplinär-disziplinierenden Institution ausgemacht haben und auch heute noch charakterisieren.

Die Möglichkeiten, die Geographie als eine moderne Wissenschaft »beginnen zu lassen«, sind vielfältig: Sie reichen von der Zeit der wissenschaftlichen Revolutionen des 16. und des 17. Jahrhunderts über Kant und Humboldt bis hin zur Phase der Institutionalisierung gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Aus diesen Möglichkeiten wird, im Anschluß an David Stoddart (1986), James Cooks erste Pazifikreise und damit das Jahr 1769 als »Stichjahr« ausgewählt. Dies bedeutet freilich nicht, alle anderen Möglichkeiten als völlig verfehlt abzutun – und sei es nur deshalb, weil die moderne Geographie ebensowenig auf den einen, den wirklichen Ursprung zurückgeführt werden kann wie die Moderne selbst (vgl. Driver 1992). Gleichwohl wird die Schließung »Captain Cook« nicht willkürlich vorgenommen. Denn zu dieser Zeit etablierte sich ein Erkenntnisprinzip, das – wie im folgenden zu zeigen sein wird – als typisch für das traditionelle geographische Denken gelten kann. Dieses Prinzip zeichnet sich, um einen Begriff von Armin Nassehi (1999) »zweckzuentfremden«, durch eine »Paradoxie der Sichtbarkeit« aus. Was aber bedeutet das – *Paradoxie der Sichtbarkeit*?

Ohne an dieser Stelle detailliert auf die *episteme* der Renaissance, der Klassik und der Moderne, die Foucault in »Die Ordnung der Dinge« (Foucault 1994) darlegt, einzugehen, bedeutet es, daß sich während des 17. Jahrhunderts ein Bruch im Raum des Wissens auftat: Waren

Zeichen und Bezeichnetes, *les mots et les choses* (so der Originaltitel von »Die Ordnung der Dinge«), bis dahin durch ein analoges Verhältnis fest miteinander verbunden, löste sich ihre durch Ähnlichkeit strukturierte Verbindung während dieser Zeit auf:

»Die episteme der Renaissance wird abgelöst von der klassischen episteme; innerhalb weniger Jahre wird die Welt der Ähnlichkeiten und Affinitäten verdrängt von dem aufklärerischen Ordnungsprinzip der *Repräsentation*, welches nicht nach Analogien, sondern nach *Gleichheiten* und *Ungleichheiten* Ausschau hält (...). Zwischen Zeichen und Bezeichnetem vermittelt kein Drittes mehr, die Beziehung zwischen Sprache und Welt wird (...) als arbiträr gedacht. Das Zeichen, das das Bezeichnete repräsentiert, ruft die mentale Vorstellung der Dinge hervor und stellt somit aus eigener Kraft eine Beziehung zwischen Vorstellung und Vorgestelltem her« (Kneer 1996: 193-194).

Im Zuge dieser Auflösung ging »die ordnungskonstitutive Kraft an das Zeichensystem selbst über« (ebd.: 194), und es entstanden verschiedene Ordnungswissenschaften, die den Graben zwischen Zeichen und Dingen überbrückten. Eine dieser Ordnungswissenschaften war, Foucault zufolge, die *Naturgeschichte*. Wie auch die *Grammatik* und die *Analyse der Reichtümer* hatte sie die Aufgabe, »die Sprache dem Blick sehr nahe zu bringen und die betrachteten Dinge möglichst in die Nähe der Wörter zu rücken« (Foucault 1974: 173). Damit eröffnete sie die Möglichkeit, »das zu *sehen*, was man wird *sagen* können, was man aber nicht in der Abfolge sagen könnte, noch in der Distanz sehen könnte, wenn die Wörter und die Sachen in ihrer Unterscheidung voneinander nicht von Anfang an in einer Repräsentation kommunizierten« (ebd.: 171).

Auf diese Weise vollzog sich eine nicht anders als paradox zu bezeichnende »Benennung des Sichtbaren« (ebd.: 173), in deren Rahmen das, was *gesehen* wurde, durch das, was *gesagt* wurde, auf eine ganz bestimmte Art und Weise *sichtbar gemacht* wurde – auf daß es *so und nicht anders* gesehen wurde:

»Die Naturgeschichte ist nichts anderes als die *Benennung des Sichtbaren*. Daher rührt ihre scheinbare Einfachheit und jener Anstrich, der von weitem naiv erscheint, so einfach und durch die Evidenz der Dinge auferlegt ist sie. Man hat den Eindruck, daß (...) man schließlich begonnen hat, das auszusprechen, was

schon immer sichtbar gewesen war, aber von einer Art unüberwindbarer Unachtsamkeit der Blicke stumm geblieben war. Tatsächlich ist es keine jahrhundertalte Unaufmerksamkeit, die plötzlich verflogen ist, sondern ein neues Gesichtsfeld, das sich in seiner ganzen Wirkmächtigkeit gebildet hat« (ebd.).

Bei der Bearbeitung dieses Gesichtsfelds wurde *analytisch* vorgegangen. Die Welt wurde zunächst in einzelne Bestandteile zerlegt, die anschließend gemäß einem systematischen Schema wieder zusammengesetzt und damit auf eine bestimmte Art und Weise gruppiert, d.h. an Ort und Stelle gebracht wurden. Mit anderen Worten: Die Naturgeschichte zielte darauf ab, ein *Tableau der Identitäten und Differenzen* zu errichten; »eine nach Identitäten und Unterschieden strukturierte Anordnung zu formulieren« (Kneer 1996: 196). Das Ziel dieser Vorgehensweise war es, die Welt zu durchdringen; ihr in panoptischer Manier habhaft zu werden: »Man kann also unter den natürlichen Wesen das System der Identitäten und die Ordnung der Unterschiede errichten« (Foucault 1974: 178).

Die auf diese Weise *sichtbar gemachten* natürlichen Wesen konnten als natürliche Natur *angeschaut* werden – führte das naturgeschichtliche Projekt doch »das ganze Feld des Sichtbaren auf ein System von Variablen zurück, dessen sämtliche Werte wenn nicht durch eine Menge, so doch wenigstens durch eine völlig klare und stets begrenzte Beschreibung« (ebd.) bestimmt werden konnten. Damit kann dieses (Geschichts-)Projekt als Fortführung der antiken Kosmosschau im klassischen Zeitalter interpretiert werden; als ein erfolgreicher Versuch, das »Ganze der Natur« *sichtbar zu machen* und folglich *so und nicht anders* zu sehen:

»Das alte Wort Geschichte ändert also seinen Wert, und vielleicht findet es eine seiner archaischen Bedeutungen wieder. Auf jeden Fall ist der Historiker, wenn er wirklich im griechischen Denken derjenige gewesen ist, der *sieht* und der von seinem Blick her erzählt, dies nicht immer in unserer Kultur gewesen. Erst sehr spät, nämlich an der Schwelle des klassischen Zeitalters, hat er diese Rolle eingenommen oder wiedereingenommen. Bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hatte der Historiker die Aufgabe (...), allen verschütteten Dokumenten die Sprache wiederzugeben. Seine Existenz wurde nicht so sehr durch den Blick wie durch das Wiedergesagte (...) gebildet, das erneut so viele verstummte Wörter aussprach. Das klassische Zeitalter gibt der Geschichte einen

ganz anderen Sinn: zum ersten Mal einen Blick auf die Dinge selbst zu richten und danach das zu transkribieren, was er (sic!) in glatten, neutralisierten und sich treuen Wörtern aufnimmt« (ebd.: 171-172).

Dies ist es nun, was als *Paradoxie der Sichtbarkeit* bezeichnet werden kann: der naive Glaube an die Natürlichkeit evidenter Dinge, die, in eine ganz bestimmte Ordnung gebracht, sichtbar gemacht wurden und folglich *so und nicht anders* gesehen wurden. Und genau diese systematische Betrachtung inhärent evidenter Dinge ist es auch, die sich David Stoddart (1986) zufolge auf den Reisen Cooks etablierte und die zur Entstehung der Geographie als einer modernen, d.h. empirisch-analytischen und objektivistischen Wissenschaft führte – einer Wissenschaft im *Paradox der Sichtbarkeit*. Denn auf diesen Reisen, die Teil des universalistischen naturgeschichtlichen Projekts waren, manifestierte sich jener Blick, der die vermeintlich natürliche Natur mittels Beschreibung, Klassifizierung und Vergleich vor sich ausbreitete und so eine panoptische Position konstruierte, von der aus geordnet und objektiviert werden konnte. Und insofern sich dieser naturalisierende Blick nicht nur auf »Natur«, sondern auch auf Völker und Gesellschaften richtete (ebd.: 32-33), erfuhr er jene »Ausweitung«, die die Formierung des klassischen geographischen Gegenstands der »Raumgestalten« möglich machte, »in denen ›Natur‹, ›Kultur‹ und ›Gesellschaft‹ zu einer Einheit zusammengewachsen« (Werlen 1997: 44) sind.

Damit kann festgehalten werden, daß es sich bei den vermeintlich natürlichen Landschaften, Ländern oder »Kulturräumen«, die – zusammen mit den »darin lebenden Menschen« – die Welt der traditionellen Geographie bildeten, um Räume »konstruierter Sichtbarkeit« (Rajchman 1991 zit. in Gregory 1998: 23; Übersetzung JL) handelte und daß die Erkenntnisse über diese Gegenstände durch den »spezifisch geographischen Blick« strukturiert wurden. Man kann sich die paradoxe Logik dieses Blicks – von Friedrich Nietzsche am Beispiel des Konzepts »Säugethier« veranschaulicht – auch folgendermaßen vorstellen:

»Wenn Jemand ein Ding hinter einem Busche versteckt, es eben dort wieder sucht und auch findet, so ist an diesem Suchen und Finden nicht viel zu rühmen: so aber steht es mit dem Suchen und Finden der ›Wahrheit‹ innerhalb des Vernunft-Bezirktes. Wenn ich die Definition des Säugethieres mache und dann

erkläre, nach Besichtigung eines Kameels: Siehe, ein Säugethier, so wird damit eine Wahrheit zwar ans Licht gebracht, aber sie ist von begrenztem Werthe, ich meine, sie ist durch und durch anthropomorphisch und enthält keinen einzigen Punct, der ›wahr an sich‹, wirklich und allgemeingültig, abgesehen von dem Menschen, wäre« (Nietzsche <sup>2</sup>1988: 883).

An dieser Stelle stellen sich zwei Fragen: Bestimmte die skizzierte Paradoxie des geographischen Blicks ausschließlich den frühen geographischen Diskurs – oder ist sie für die geographische Disziplin *bis heute* charakteristisch geblieben? Und: Handelt es sich bei der Logik des frühen geographischen Blicks um eine *spezifisch geographische* Logik – oder verbirgt sich hinter diesem Erkenntnisprinzip ein recht »alltäglicher«, populärer Zugang zur Realität? Beide Fragen sollen im folgenden beantwortet werden, wobei die Beantwortung der zweiten Frage gewissermaßen einen ersten Schritt auf dem Weg zur Beantwortung der ersten darstellt. Sie ist auch eher rhetorischen Charakters – wurde doch bereits darauf hingewiesen, daß die diskursive Produktion einer bestimmten Wirklichkeit nicht nur in der fachwissenschaftlichen Geographie eine Verortung der Objekte beinhaltet, die die Ordnung der Dinge als eine Ordnung erscheinen läßt, die *so und nicht anders* ist. Anders ausgedrückt: Nicht nur in der fachwissenschaftlichen Geographie ermöglicht »die Gliederung des Raumes (...) eine *panoptische Praktik* ausgehend von *einem* Ort, von dem aus der Blick die fremden Kräfte in Objekte verwandelt, die man beobachten, vermessen, kontrollieren und somit seiner eigenen Sichtweise ›einverleiben‹ kann« (Certeau 1988: 88).

Die daraus notwendig resultierende Ähnlichkeit zwischen den disziplinär-disziplinierenden Geographien einerseits und den populären, »außergeographischen« Geographien andererseits wurde denn auch innerhalb der geographischen *scientific community* schon des öfteren thematisiert. Für den deutschsprachigen Kontext sind hier insbesondere zwei – aus den frühen 1980er Jahren stammende – Arbeiten von Gerhard Hard (1982, 1983) zu nennen. In diesen Arbeiten weist Hard darauf hin, daß »Natur« in der Geographie »in ziemlich alltäglicher Gestalt [erscheint], d. h. auf eine Weise, die weitgehend dem (außergeographischen *und* außerwissenschaftlichen) common sense entspricht« (Hard 1983: 140; vgl. auch Hard 1982). Diese Analogie, die er insbesondere dem Landschaftsbegriff als dem erfolgreichsten Synonym der

geographischen relevanten »Erdnatur« (Hard 1983: 140) bescheinigt, erklärt sich für ihn wie folgt: Die an den Landschaftsbegriff geknüpften Vorstellungen stammten aus der vorwissenschaftlichen Sprache und seien, einmal in die Wissenschaftssprache aufgenommen, »dem vorwissenschaftlichen Sprachgebrauch (...) durchweg sehr nahe geblieben« (Hard 1982: 114). Insofern diese Vorstellungen allerdings aus den Utopien der klassischen Landschaftsmalerei stammten, habe es sich immer schon um idealisierte Konstruktionen gehandelt. Mit anderen Worten: Landschaften stellten lediglich »in *die Realität* projizierte« (ebd.: 120; Hervorhebung JL) Sehnsuchtsbilder dar und sagten – wie etwa die Landschaft der Goethezeitlichen Kunst – wenig »über *den realen Zustand* der menschlichen Umwelten in dieser Zeit« (ebd.: 122; Hervorhebung JL).

So erhellend Hards sprachanalytische Rekonstruktion der Geschichte des Landschaftsbegriffs und seiner Karriere im Rahmen der modernen Geographie auch sein mag: Es bleibt doch der Eindruck bestehen, als sei der Autor beim Verfassen seiner Texte von der Möglichkeit ausgegangen, eine wie auch immer geartete Realität könne objektiv erfaßt, beschrieben oder erklärt werden. Dies legen nicht nur die Hervorhebungen in den letzten beiden Zitaten nahe; diese Vermutung wird auch durch die Lektüre der folgenden Textstelle bestätigt:

»Als naiv eingesetzte Leitlinie regionaler Analyse macht die (...) altkonservative Utopie aus den modernen Regionen immer falsche Idyllen. (...) Die Betonung von Eigencharakter, Individualität und Ganzheit der Landschaften oder Regionen könnte man auch ganz anders verstehen (...): Nämlich als die Akzentuierung des Rechtes der Regionen und Peripherien auf ihren »Eigensinn« und ihre eigenen, »autochonen« (sic!), »gewachsenen« Lebensformen (...). Die Aufgabe einer modernen »Landschaftskunde« oder »regionalen Geographie« müßte es dann sein, die Widerstandsfähigkeit der Landschaften und Regionen zu stärken – indem sie dazu beiträgt, ihnen ein gefestigtes und angemessenes Bewußtsein von sich selbst (...) zu geben« (ebd.: 140-141).

Nun sollte vielleicht erwähnt werden, daß es sich bei dem zitierten Text um ein Vortragsmanuskript handelt und daß der Autor explizit auf den aphoristischen und plakativen Charakter der Ausführungen hinweist. Diese Relativierung kann die formulierte Vermutung jedoch nicht vollends entkräften, zumal sich weitere »Verdachtsmomente«

finden lassen – »Verdachtsmomente«, die sich auf die Kurzformel »zehn Jahre nach Kiel« (Sedlacek <sup>2</sup>1983) bringen lassen. So stellt Hard unter der Überschrift »Landschaft als intellektuelle Utopie« die These auf, daß im geographischen Landschaftsblick die alteuropäische Kosmosschau weiterlebe; daß die Idee der Landschaft »eine uralte Utopie (...) »direkter kosmischer Erkenntnis« (Hard 1982: 132) enthalte. Diese »Metamorphose der Kosmostheorie zur Landschaftsschau« (ebd.) erklärt er mit Blick auf die neuzeitliche Schwierigkeit, das »Ganze der Natur« mit wissenschaftlichen Mitteln zu begreifen und abzubilden; »d.h. abzubilden auf eine Weise, die für jeden (...) intellektuell nachvollziehbar (...) war, die ihn aber zugleich auch emotional befriedigte und ästhetisch ansprach: Eben dies war der alten Naturphilosophie und Kunst durchaus gelungen« (ebd.).

Während sich diese Einschätzung noch mühelos in Einklang mit der weiter oben rekonstruierten Geschichte des geographischen Blicks und seiner Verankerung im Rahmen des naturgeschichtlichen Projekts bringen läßt, endet Hards Affinität zu einem ANDEREN Denken an dieser Stelle. Denn er schreibt weiter, daß die Repräsentationsweise der »ganzen Natur« als Kosmos abgelöst wurde »durch eine *neue* Repräsentationsweise der »ganzen Natur«, deren Bild nun nicht mehr philosophisch-intellektuell vermittelt werden konnte, sondern schwergewichtig nur noch dem *Auge*, dem *Erleben*, dem *Herz*, dem *Gemüt*, aber nicht oder kaum mehr dem *Erkennen*, dem *Verstand* und dem *Intellekt* zugeordnet werden konnte« (ebd.). Diese Dichotomie, die Dichotomie zwischen sinnlicher Erkenntnis einerseits und rationaler Erkenntnis andererseits, ist es, die bei den Leserinnen und Lesern den Eindruck zu erwecken vermag, daß hier – im langen Schatten des Kie-ler »Geographentags« – für eine wissenschaftstheoretische Aufrüstung des »unbewaffneten geographischen Blicks« plädiert wird. Dieser Eindruck wird auch durch die folgende Textstelle bestätigt:

»In der Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftstheorie hat schon vor Jahrzehnten beispielsweise G. Bachelard (Bachelard 1963, 1965) (...) auf die mögliche »Blockierung« der »begreifenden« und »theoretischen Erkenntnis« durch die »wahrnehmende Erkenntnis« (und durch die ganzheitlichen, pittoresken und eindrucksvollen Intuitionen der Alltagswelt) aufmerksam gemacht: auf jene (Problem-)Blindheit, die nicht nur trotz sinnlicher Evidenz, sondern gerade auch *durch* sinnliche Evidenz entstehen kann« (ebd.: 136).



Zwar betont Hard hier – aus einer ANDEREN Sicht völlig zu Recht – die weitgehende Kongruenz der geographischen Geographien einerseits und der populären Geographien andererseits. Allerdings erweckt sein positiver Bezug auf »Wissenschaftlichkeit«, auf eine »bewußte Isolierung und Selektion distinkter Sachverhalte« (ebd.: 138), den Anschein, als hätte ein geographischer »Paradigmenwechsel« hin zur Nomothetik einen Weg aufzeigen können, die *Paradoxie der Sichtbarkeit* zu überwinden.

Genau dies kann aus einer ANDEREN Perspektive nicht angenommen werden. Und zwar nicht nur, weil die Trennung zwischen »guter« Nomothetik einerseits und »schlechter« Idiographie andererseits insofern als eine *false dichotomy* zu bezeichnen ist, als sich die evidente geographische Wirklichkeit den Geographinnen und Geographen zu keiner Zeit ausschließlich (oder auch nur »schwergewichtig«) sinnlich oder ästhetisch »offenbarte«: Auch wenn etwa Ernst Plewe die Methoden der regionalen Geographie durch den (wohl nicht anders als esoterisch zu bezeichnenden) »geographische[n] ›Takt‹ bestimmt« (Plewe 1952: 413) sah, so kann die Geographie seit den Tagen Captain Cooks als eine moderne Wissenschaft gelten, in der nomothetische Elemente durchaus ihren Platz hatten (zur Dichotomisierung von Idiographie und Nomothetik vgl. auch Gregory 1994). Sondern insbesondere deshalb, weil das *Paradox der Sichtbarkeit* auch im Rahmen der raumwissenschaftlichen Geographie bestehen blieb. Und wollte man das Bild eines nach oben fahrenden Fahrstuhls heranziehen, so könnte man sogar formulieren, daß dieses Paradox »nach Kiel« insofern noch eine Etage nach oben befördert wurde, als der geographische Blick durch eine vermeintlich strengere, d.h. rationalere Methodologie noch »objektiver« erschien und die geographische Wirklichkeit damit noch »besser« beobachten bzw. (re-)produzieren konnte – soweit dies überhaupt noch möglich war.

In diesem Sinn schreibt Derek Gregory, daß im Versuch, die Geographie als formale Raumwissenschaft zu etablieren, die Vollendung eines Projekts erreicht worden sei, das er die *Welt-als-Ausstellung* – »the world-as-exhibition« (ebd.: 52) – nennt. Und in der Tat wird eine ANDERE Perspektive dem Gedanken widersprechen müssen, die »Verabschiedung der Landschaft« habe dazu beitragen können, die *Paradoxie der Sichtbarkeit* zu überwinden und die Verbindung zwischen geographischem Wissen einerseits und Macht andererseits *sicht-*

bar zu machen. Vielmehr wird sie argumentieren müssen, daß das disziplinäre Wissen durch die nach-traditionellen »Expos à la Géo«, die durch eine hartnäckige Suche nach »adäquateren«, d.h. am naturwissenschaftlichen Ideal ausgerichteten Methoden und »stringenten« Raumtheorien bzw. Raumgesetzen gekennzeichnet waren, nur noch systematischer mit Disziplinarmacht verbunden wurde – wobei mit dem Begriff Disziplinarmacht hier nicht allein die Disziplinierung der Geographinnen und Geographen selbst angesprochen ist. Zwar sollte der Aspekt einer Normalisierung des »Innen« (Stichwort: »Was ist eigentlich Geographie?«) in diesem Kontext nicht vergessen werden. Aber der Aspekt einer Normalisierung des »Außen« erscheint an dieser Stelle wichtiger. Denn hier ging es um die nun (natur- und kausal-) wissenschaftlich aufgerüstete Objektivierung einer ganz bestimmten Ordnung, deren inhärente Evidenz noch durch die paradoxe Feststellung unterstrichen wurde, bei dieser – durch den Prozeß der Verortung erst (re-)produzierten – Ordnung handele es sich um eine *wissenschaftlich* zu analysierende Ordnung.

Das *Paradox der Sichtbarkeit* aber kann durch methodische Verfeinerungen des Blicks, hinter denen das Ziel einer objektiveren Erfassung der Realität steht, nicht aufgelöst werden: Noch der »objektivste« Blick wird die Geographinnen und Geographen »bei der Sache selbst« (Hard 1982: 136) sein lassen – bei der natürlichen Ordnung der geographischen Wirklichkeit. Damit geht freilich nicht die Behauptung einher, die raumwissenschaftliche Geographie habe die Welt der traditionellen Geographie – die Einheit von »Gesellschaft und Raum, Natur und Kultur, Geist und Materie, Sinn und Stoff, (...) Volksgeist und Landschaft« (Hard 1999: 136) – fraglos reproduziert. Im Gegenteil: Dietrich Bartels etwa betrachtete die »soziale Welt explizit als eine immaterielle und unräumliche Welt« (ebd.) – wobei er allerdings den Anspruch erhob, »Institutionen, Verhaltensnormen und andere Kulturbestandteile (...) erdoberflächlich zu erfassen« (Bartels 1970: 33) und sich damit »auf die prekäre Frage einlassen [mußte], wie diese immateriellen Entitäten im physisch-materiellen Raum verräumlicht und verortet werden könnten« (Hard 1999: 136). Was die raumwissenschaftliche Geographie hingegen fraglos reproduzierte oder sogar noch eine Etage nach oben beförderte, war die *Logik* dieses Blicks bzw. das ihm zugrundeliegende Erkenntnisprinzip. Denn (*gerade*) auch in der raumwissenschaftlichen Geographie blieb die Logik des

klassischen Blicks insofern erhalten, als die (re-)produzierte und sichtbar gemachte Ordnung als die natürliche Ordnung angesehen wurde: als eine Ordnung, die *so und nicht anders* ist; als eine Ordnung, die nicht anders sein kann, als sie ist – oder eben als eine Ordnung, die nicht anders gesehen werden kann, als sie ist.

*Die Welten der »raumontologisch revolutionierten Geographie«  
und weitere geographische Wirklichkeiten*

Die »Geographie als Raumwissenschaft« (re-)produzierte also die paradoxe Logik des traditionellen oder klassischen geographischen Blicks. Damit ist jedoch noch nicht geklärt, inwiefern die Logik des traditionellen oder klassischen geographischen Blicks tatsächlich dasjenige Erkenntnisprinzip darstellt, das die geographische Disziplin *bis heute* prägt. Daher soll im folgenden ausgeführt werden, warum diese Kritik *auch* gegenüber einer Geographie geltend gemacht werden kann, die sich durch eine »Revolution der Raumontologie« (ebd.) auszeichnet und in der deutschsprachigen Geographie insbesondere mit den Arbeiten Benno Werlens verbunden ist (vgl. Werlen 1987, 2000). Dieses Vorgabe mag auf einen ersten Blick widersinnig erscheinen. Warum sollte sich die Kritik des naturalisierenden Blicks auf eine vermeintlich natürliche geographische Wirklichkeit gegen einen Entwurf richten, in dessen Rahmen Räume nicht als *natürliche*, »als physisch-materielle Phänomene«, sondern als *Konzepte* aufgefaßt werden, die im Kontext des Handelns konstituiert werden? Ein zweiter Blick jedoch vermag diesen Widersinn aufzulösen. Denn ein zweiter Blick macht deutlich, warum es nicht darum gehen kann, die »Eine-Welt-Philosophie« des traditionellen Paradigmas zu verabschieden, um sie zwecks »besserer«, empirisch korrekter Aneignung der Wirklichkeit im Anschluß an Poppers Drei-Welten-Modell durch einen ontologischen Pluralismus zu ersetzen, in dem die Seinsweisen physisch-materieller, subjektiv gedachter und symbolisch-sozialer Wirklichkeitsbereiche kategorial unterschieden werden.

Gewiß ist der Versuch, diese Unterscheidung innerhalb der Geographie zu etablieren, als stringent zu bezeichnen. Und wird bedacht, daß die Trennung von natürlichen Sachverhalten einerseits und gesellschaftlichen Sachverhalten andererseits »im Rahmen der Geographie

institutionalisiert ist – in Teilen der humangeographischen Diskussion aber begrifflich kaum erreicht wurde und in der physischen Geographie unhinterfragt bleibt« (Flitner 1998: 89), dann muß dieser Versuch auch als überfällig gelten. Gleichwohl ist es genau diese Unterscheidung, die ontologische Trennung von Natur und Gesellschaft, die aus einer ANDEREN Sicht in Frage gestellt wird. Denn in dieser Sicht gibt es »keine Möglichkeit, aus dem Reich der Kommunikation und der kulturellen Bezeichnungen, aus dem Zeichenuniversum der Sprache und der Bedeutungen (...) herauszutreten« (Nassehi 1999: 354-355). Damit kann nichts gedacht werden, was extra-diskursiv wäre; was also »nicht mindestens noch durch seine Bezeichnung bedingt wäre, durch seine kulturelle sprachliche oder auch nicht-sprachliche Repräsentation« (ebd.: 355) – also auch keine noch so natürliche Natur. Oder in Kurzform: »Die Natur kann nicht vor ihrer Konstruktion existieren« (Haraway 1992: 296, zit. in Flitner 1998: 89), so daß auch die Rede von *Natur* immer noch die *Rede* von Natur bleibt (vgl. Nassehi 1999).

An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, daß die Formulierung Donna Haraways beinahe über das Ziel hinauszuschießen scheint. Dem (hier vertretenen) ANDEREN Denken geht es ja weniger darum, den Dingen eine Existenz vor ihrer Bedeutung ab- oder zuzusprechen, als vielmehr darum, die Unmöglichkeit der *Erkenntnis* vor-semantischer bzw. extra-diskursiver Objekte oder Sachverhalte zu betonen – existiert doch, wie Foucault (1981) nahelegt, außerhalb von Diskursen nichts, was von Bedeutung wäre, und stellt doch ein ANDERES Denken kein Denken in ontologischen, sondern in epistemologischen Kategorien dar. Trotz dieser »epistemologischen Einschränkung« ist anzunehmen, daß an dieser Stelle ein Punkt erreicht ist, der aufgrund der im Zitat von Michael Flitner dargelegten Befindlichkeit der disziplinär-disziplinierenden Geographie auf radikale Ablehnung stoßen dürfte – und zwar nicht nur auf anthropogeographischer, sondern insbesondere auf physisch-geographischer Seite. Und auch außerhalb der Geographie hat es den Anschein, als seien die Vorbehalte, die gegenüber dem als »unwissenschaftlich« gebrandmarkten ANDEREN Denken geltend gemacht werden, innerhalb der Naturwissenschaften besonders groß (vgl. etwa Sokal u. Bricmont 1999). Dies mag damit zusammenhängen, daß eine Verabschiedung der »Zwei-Reiche-Lehre« (im oben skizzierten Sinne) unweigerlich darauf hinausläuft, die Objektivität der *hard core sciences* und ihrer Erkenntnistheorien in Zweifel zu

ziehen: Wenngleich – gerade von naturwissenschaftlicher Seite – immer wieder versucht wird, das Verhältnis zwischen Natur- und Sozial- bzw. Kulturwissenschaften auf einen vermeintlichen Dualismus »zwischen ›harten‹ und ›weichen‹ Wissenschaften, zwischen Fachsprachen und Jargon, Transparenz und Obskurantismus« (Griem 1999: 248) zu reduzieren – der Glaube an eine »heile Naturwissenschafts-Welt«, in der »Bepanthensalbe wirkt, die Merseburger Zaubersprüche aber nicht« (Zimmer 1998), wurde durch die Beiträge aus dem Bereich der sogenannten *science studies* (vgl. etwa Latour 1987; Serres 1994; Shapin u. Schaffer 1985) nachhaltig erschüttert.

Aber auch innerhalb der »echten« Sozial- und Geisteswissenschaften erweist sich der Glaube, eine sozial- bzw. geisteswissenschaftliche Wirklichkeit könne auf sozial- bzw. geisteswissenschaftlich fundierte Art und Weise objektiv analysiert werden, als hartnäckig. Denn obwohl – oder vielleicht weil – in diesen Wissenschaften immer schon Kulturelles und Soziales (und damit eben die Merseburger Zaubersprüche) verhandelt wurden, haben auch sie es sich in der als unhintergebar geltenden Dichotomie von Natur und Kultur gemütlich gemacht. Zwar mag dieser »gemütliche« sozial- und geisteswissenschaftliche Standpunkt auf einen ersten Blick geradezu frei von natürlicher Notwendigkeit erscheinen – und zwar insbesondere dann, wenn er mit demjenigen der Mainstream-Humangeographie verglichen wird, wo die Natur-Kultur-Dichotomie zwar *institutionalisiert*, aber nicht *inkorporiert* ist. Aus einer ANDEREN Perspektive aber mutet auch er merkwürdig naturalistisch an. Oder anders ausgedrückt und wieder zurück zur »raumontologisch revolutionierten Geographie«: Auch wenn die sozialwissenschaftliche Reifikations-Rhetorik Benno Werlens in den Ohren jener Geographinnen und Geographen, die den *traditionellen* geographischen Blick (aus guten Gründen) kritisieren, harmonisch klingt, klingt sie in ANDEREN Ohren schräg. Denn eine Kritik der traditionellen und der raumwissenschaftlichen Aneignung von Wirklichkeit kann sich aus ANDERER Sicht nicht darin erschöpfen, durch *ontologisches slumclearing* (Hard 1998: 250) diejenigen (Sozial-) Räume zu isolieren, die im Rahmen einer sozialwissenschaftlichen Forschung einzig rechtmäßig zur wissenschaftstheoretisch stringenten Schau stehen. Denn die *false dichotomy* zwischen einer Welt der Naturwissenschaften einerseits und einer Welt der Sozial- und Kulturwissenschaften andererseits ist dekonstruiert worden und wird auch mit-

tels streng sozialwissenschaftlich aufgetragener Bepanthensalbe nicht wieder in Stand gesetzt werden können.

Damit wird deutlich, warum ein ANDERES Denken seine Kritik (im Gegensatz zu Werlen) nicht auf diejenigen beschränken kann, die eine »subjektiv gedachte« und eine »symbolisch-soziale Welt« mit dem (physisch-materiellen) Raum verbinden und übersehen, daß sie die Objekte dieser Welten damit als »substanzielle erscheinen (...) lassen« (Werlen 2000: 394) – sprich: diese Objekte *reifisieren*. Denn aus einer ANDEREN Sicht tun solche »ontologisch revolutionierten« Kritikerinnen und Kritiker in ihren »eigenen« Arbeiten letztlich nichts anderes, als die Objekte ihrer (immerhin sauber getrennten) Welten zu setzen und sie damit, gleichsam unter der Hand, mit einer bestimmten Seinsweise auszustatten – sprich: diese Objekte zu *ontologisieren*!

Dies bedeutet freilich nicht, daß eine sozialwissenschaftlich fundierte Geographie nach Art der »Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen« (Werlen 1995, 1997) in diesem Buch als das größte Übel angesehen wird. Angesichts des Diskussionsstands der deutschsprachigen Geographie ist das Gegenteil der Fall. Wer aber – wie Werlen dies zu tun scheint – den Konstruktivismus nur »halbherzig« denkt und nicht auch auf Körper und eine »physisch-materielle Welt« im allgemeinen bezieht, der (oder die) bleibt in der naiven Dichotomie von einem Königreich menschlicher Freiheit einerseits und einem (weniger königlichen) Reich unverfügbarer natürlicher Notwendigkeit gefangen. Und so ist es vielleicht doch nicht nur, wie Gerhard Hard vermutet, einer wohlmeinenden Konzession an die geneigten geographischen Leserinnen und Leser geschuldet, daß bei Werlen der »Begriff des ›Raumes‹ als eines physisch-materiellen Phänomens (...) nicht gänzlich ausgemerzt« (Hard 1999: 134) ist. Doch auch von solchen Vermutungen abgesehen – immerhin fristet »dieser ›Raum‹ (...) schon in Werlens Dissertation nur noch ein marginales Dasein« (ebd.) – ist mit dem »gemütlichen«, weil ontologische Ausschließlichkeit und damit Sicherheit konstituierenden Standpunkt die Gefahr eines identifizierenden und homogenisierenden Sprechens von einem feldherrischen Aussichtspunkt aus vorprogrammiert.

Dabei sei keineswegs unterstellt, daß Benno Werlen sein Tun nicht im Sinne einer »doppelten Hermeneutik« (Werlen 1997: 231) auffaßte und daß er seine Rekonstruktionen der Raumkonstitutionen handeln-der Subjekte nicht wiederum als wissenschaftliche Konstrukte ver-

stünde. Eine solche Unterstellung wäre wohl schon insofern absurd, als der Handlungstheoretiker Werlen das Drei-Welten-Modell Poppers von seinem kritisch-rationalistischen Sockel stürzt und in Anlehnung an Schütz (1981) auf phänomenologische Füße stellt. Allein – auf der Suche nach einer wissenschaftlichen Darstellung der Wirklichkeit, die »Wahrheitsstatus beanspruchen« (Werlen 1997: 2) möchte, läuft man wohl immer Gefahr, die Betonung auf die (Sozial-)Wissenschaftlichkeit des eigenen Tuns zu legen und damit den kontingenten Charakter der »eigenen« Grundlagen zu vergessen. Oder anders ausgedrückt: Es ist zwar verdienstvoll, wie Benno Werlen diejenigen »Reifikationsprozesse« zu rekonstruieren, »die auf seiten der regionalisierenden, d.h. Räume konstituierenden Subjekte fast stets mitlaufen« (Hard 1998: 251). Was aber, wenn sich an diese Rekonstruktion zwar »das Studium der sozialen, zumal politischen Folgen dieser Reifikationen« (ebd.) anschließt, das Studium der »eigenen« Rekonstruktion und deren sozialen, zumal politischen Folgen hingegen sehr viel schneller unter den Tisch zu fallen scheint? Dann muß eine Kritik an der Logik des geographischen Blicks *auch* die »Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen« einschließen. Denn diese Kritik schließt *alle* geographischen Blicke ein, die sich die Welt in objektivierender Art und Weise anzueignen bestrebt sind – und damit eben auch solche Blicke, die für geographische Verhältnisse erfrischend »un-natürlich« daherkommen.

Daher kann die Schlußfolgerung nur lauten, die Rede von *Wirklichkeit* als die *Rede* von Wirklichkeit zu begreifen und die *ontologisch* gedachte Trennung zweier oder mehrerer Welten zu verabschieden – was keinesfalls ein Plädoyer für ontologische Holismen impliziert. Wenn hier mit der Dekonstruktion des ontologischen Pluralismus bzw. der Zwei-Reiche-Lehre argumentiert wird, dann geschieht dies nicht, um unter der Hand zu einer Eine-Welt-Ontologie zurückzukehren – oder um, wie Gerhard Hard formuliert, »den Riß zwischen Sozial- und Naturwissenschaften (und schließlich sogar die Welt) zu heilen« (Hard 1999: 140). Folglich braucht auch nicht angenommen zu werden, hierzu könne »die Landschaftsökologie oder eine Humanökologie oder etwas Ähnliches aus der Alltags- und Wunderwelt der Hybriden einspringen« (ebd.). Denn wenn hier mit dieser Dekonstruktion argumentiert wird, dann geschieht das vor dem Hintergrund eines Denkens, das nicht nur (und *erstens*) dem (re-)produzierten Cha-

rakter einer grundsätzlich kontingenten Wirklichkeit Rechnung tragen, sondern auch – und damit verbunden (*zweitens*) – auf die Machtdurchdrungenheit jeglichen Wissens und Denkens verweisen möchte.

*Ersteres* bedeutet, von Konzepten abzurücken, die – wie etwa Wolfgang Zierhofers »Geographie der Hybriden« (Zierhofer 1999) – eine »quasi-ontologische Unterscheidung eines Bereiches der kausal determinierten Materie und eines Bereiches des freien, zielgerichteten Sinnes« (ebd.: 10) vorsehen. Denn dieser Quasi-Ontologie liegt, zumal sie auf einer *sprachpragmatischen Version der Handlungstheorie* (ebd.: 8) – und damit letztlich eher auf Habermas als auf Haraway – aufbaut, ein Widerspruch zugrunde. Dieser Widerspruch besteht darin, daß auf sprachpragmatischer Grundlage (und erst recht in der Auseinandersetzung mit Donna Haraway) konsequenterweise die Verfügbarkeit von »Natur« angenommen werden müßte. Zierhofer aber hebt ihre Unverfügbarkeit hervor – und sei es nur deshalb, weil die quasi-ontologische Unterscheidung »die Grundlage für eine Konzeption relativ autonomer Subjektivität [bildet], ohne die eine normative soziale Ordnung, z. B. in Form des biologisch existentiell wichtigen Generationen- und Geschlechtervertrages (sic!) undenkbar erscheint« (ebd.: 10). Oder wie es an anderer Stelle heißt: »Die Gründe dafür [für die Unterscheidung von determinierter Materie und freiem Sinn, JL] sehe ich in der praktischen (nicht logischen!) Notwendigkeit, einen Bereich der Kausaldeterminiertheit von einem der Teleologie (Zielbezogenheit und Freiheit) zu unterscheiden« (ebd.: 3).

Inmitten des Dilemmas zwischen Verfügbarkeit und Unverfügbarkeit entscheidet sich Zierhofer also für die Unverfügbarkeit eines kausal determinierten Reiches. Damit tut er nichts anderes, als (wider seine Grundlagen) an einer Einstellung festzuhalten, die mit Nassehi (1999: 354) als *säkularisierte Lösung des Theodizeeproblems* bezeichnet werden kann. Denn »Natur« bietet ihm (noch einmal: wider seine Grundlagen) denjenigen Ort, an den »Schicksalhaftes, Unverfügbares, gesellschaftlicher Kontrolle Entzogenes, Unveränderliches oder schlicht Hinzunehmendes« (ebd.) adressiert werden können und der damit »dem Leiden [in und an der Welt] wenn schon keinen Sinn, dann doch einen Raum« (ebd.) gibt. Allein – und damit zurück zu Zierhofers »Grundlagen«: *Die Natur kann nicht vor ihrer Konstruktion existieren* (Haraway 1992: 296, zit. in Flitner 1998: 89), und die



Rede von *Natur* bleibt immer noch die *Rede* von Natur (vgl. Nassehi 1999).

Zudem ist – damit zusammenhängend und *zweitens* – *die Wahrheit von dieser Welt, in der sie nicht nur aufgrund vielfältiger Zwänge produziert wird und über geregelte Machtwirkungen verfügt, sondern wo es auch Mechanismen und Instanzen der Sanktionierung und Bestimmung dessen gibt, was wahr ist und was nicht* (Foucault 1978: 51). Läßt man sich – in einer taktisch-essentialistischen Bewegung – auf den »ganz normalen Wahnsinn« und damit auch auf die politischen und ökonomischen Ungleichheiten dieser Welt ein, dann wird sehr schnell deutlich, daß keine Rede davon sein kann, daß »alles im Prinzip auf dieselbe Weise existiert, (...) es nur eine Welt mit einer durchgängigen Seinsweise gibt« (Zierhofer 1999: 3), wie Zierhofer vorschlägt. Und deshalb kritisiert ein *ANDERER* Blick – *last but not least* – auch solche Positionen, denen es auf der Suche nach der aussichtsreichsten Ontologie zweckmäßig erscheint, »solche Prämissen zu wählen, die den geringsten empirischen Gehalt aufweisen« (ebd.); d. h. solche Prämissen, die »das ›ontologische‹ Problem im Rahmen einer Welt« (ebd.) lösen wollen. Mit anderen Worten und bezogen auf die disziplinär-disziplinierende Geographie: Ein *ANDERER* Blick wendet sich *auch* gegen solche Positionen, die mit Blick auf die (von ihnen selbst gesetzte) »eine Welt« fordern, der Schluß von Ökologie und Soziologie müsse »Konsequenzen für das Verhältnis von physischer Geographie und Humangeographie nach sich ziehen« (ebd.: 12). Denn ihnen ist (nicht zuletzt) entgegenzusetzen, daß Fragmentierung und irreduzible Vielheit wohl kaum zur Begründung einer (quasi-)ontologisch vereinigten Geographie als der Synthese von Natur- und Kulturwissenschaft taugen.

Sei es also gegenüber der traditionellen Geographie, der Geographie als formaler Raumwissenschaft, einer (diese Bezeichnung verdienenden) Sozialgeographie oder auch dem geographischen *One-Worldism* jüngerer Datums: ein *ANDERES* Denken stellt den Glauben an die geographische Wirklichkeit ebenso in Frage wie den Glauben an die Möglichkeit objektiver Erkenntnis dieser Wirklichkeit. Und vielleicht ist es in diesem Kontext besonders aufschlußreich, daß diese *ANDERE* Sicht der Dinge, die »ein Verhältnis zur eigenen Kontingenz gefunden [hat], indem sie Zirkularität nicht mehr ausschließt« (Luhmann 1992: 95), innerhalb der deutschsprachigen Geographie bis heute nicht einmal in

derjenigen Teildisziplin zum *common sense* gehört, die sich *Politische* Geographie nennt. Bevor im Rahmen der dritten Etappe explizit auf das Feld der Politischen Geographie eingegangen wird, soll abschließend versucht werden, die Befunde der letzten Wegstrecken nicht nur zusammenzufassen, sondern mit einer weiteren Frage zu verknüpfen: der Frage nach der (Un-)Sinnigkeit der aktuellen Rede von einem *geographical turn*.

### »Was ist eigentlich Geographie?« – Bemerkungen aus dem Zwischen-Raum

Bereits seit einiger Zeit bricht sich in den Sozialwissenschaften die Begeisterung für eine Kategorie Bahn, die vordem mehr oder weniger exklusiv der fachwissenschaftlichen Geographie vorbehalten zu sein schien. Sei es von seiten der Wirtschaftswissenschaften (vgl. etwa Krugman 1998), sei es von seiten der Soziologie (vgl. etwa Giddens 1995) oder sei es von seiten der Politikwissenschaften (vgl. etwa Huntington 1993): die Verwendung raumbezogener Terminologie erfreut sich wachsender Beliebtheit. Entsprechend häufig findet sich der Raumbegriff in Titeln der unterschiedlichsten »fachfremden« Veröffentlichungen, Tagungen und Vorträge, und es bedarf nur einer milden Übertreibung, die aktuelle sozialwissenschaftliche Großwetterlage als Goldgräberstimmung des Räumlichen zu bezeichnen. So kann es auch nicht weiter überraschen, daß nach dem *linguistic*, dem *discursive*, dem *cognitive* und dem *pictorial turn* auch der *geographical* bzw. *spatial turn* aus der Taufe gehoben wurde (Agnew 1995: 379; Curry 1991: 214; Unwin 2000: 18). Dieses jüngste Mitglied der großen Familie sozial- und geisteswissenschaftlicher »Wenden«, so wollen es zumindest seine angelsächsischen Patinnen und Paten, markiere das Ende der Vorherrschaft der Kategorie »Zeit« über die Kategorie »Raum« (Smith 1998; Soja 1989). Vorbei seien die Zeiten, in denen sozialwissenschaftliche Theorien und Ansätze die räumliche Dimension zugunsten der zeitlichen vernachlässigt hätten; vorbei seien die Zeiten, die durch eine Fixierung auf die Zeit charakterisiert gewesen seien – und endlich habe sie (wieder) geschlagen, die Stunde der Geographie.

Auch innerhalb der deutschsprachigen geographischen Literatur finden sich solche und ähnliche Situationsbeschreibungen. So wird

etwa konstatiert, »daß die Relevanz des Raumes auch außerhalb der Geographie mehr und mehr erkannt wird und die Beschäftigung mit räumlichen Aspekten Anerkennung findet« (Pohl 1993: 260). Allerdings hat es den Anschein, als würde die fachextern postulierte Raumrelevanz im deutschsprachigen Kontext nicht ausschließlich zur Freude gereichen. Vielmehr werden Stimmen laut, die besorgt fragen: »Wie konnte es nur geschehen, daß *wir* die in *unserem* Fach originär verankerte Diskussion zu Raum, Region, Regionalisierung, zu Standorten, Mega- und Global-Cities etc. in der Vergangenheit den in Frage kommenden Nachbardisziplinen ganz offensichtlich nicht näher zu bringen vermochten« (Scholz 1998: 13; Hervorhebung JL), so daß sich die bunten und vielfältigen Debatten um den Gegenstand des Faches in den Nachbardisziplinen weitgehend abgekoppelt von den originär geographischen Diskussionen vollziehen?

Angesichts solcher Äußerungen antizipiert die von Wir-Gefühl und fachinterner Harmonie überraschte Beobachterin bzw. der entsprechende Beobachter beinahe den Beitrag, in dem – gleichsam in einer Gegenbewegung zu der (zumindest auf verbaler Ebene) vollzogenen Entwicklung der Anthropogeographie hin zur *Sozialwissenschaft* (vgl. hierzu Hard 1999: 137) – die (verbale) Rückkehr zu einem *raumwissenschaftlichen* Paradigma gefordert wird. Doch auch diesseits solcher Antizipationen bleibt festzuhalten, daß die Rede von einer (Wieder-) Geburt des Räumlichen nur selten in Frage gestellt wird. Und doch lohnt es sich, der Sinnhaftigkeit dieser Rede einmal nachzugehen. Dies soll im folgenden geschehen – allerdings weniger aus der Befürchtung heraus, »daß der Geographie ihr Gegenstand Raum abgenommen wird und ihr nur die Aufgabe einer enzyklopädischen Länderkunde des ›Wo‹ (›Löwengeographie‹) oder einer volkshochschulartigen ›Folk science‹ bleibt« (Pohl 1993: 261). Denn auch wenn, wie Jürgen Pohl nahelegt, Ronald Johnstons Vergleich des wissenschaftsbetrieblichen Kampfes um Ressourcen mit einem darwinistischen *Catch-as-catch-can* durchaus adäquat sein mag (Johnston 1983), so erscheint der Wunsch nach einem wie auch immer gearteten distinkten Zugriff auf einen ebensolchen Gegenstand aus einer post-disziplinären Sicht mehr als problematisch (vgl. Sibley 1995: xv).

Es sind denn auch andere Gründe, die es ratsam erscheinen lassen, jede pauschale Rede von einer »geographischen Wende« mit Vorsicht zu genießen. Werden die Argumentationen der vorangegangenen

Wegstrecken ernst genommen, dann wurden innerhalb der sozialwissenschaftlichen Theorien (wie auch im »gesellschaftlichen Alltag«) bereits vor dieser Wende imaginative Geographien verhandelt; dann waren die Sozialwissenschaften von ihrem institutionellen Anbeginn mit bestimmten Raumbildern ausgestattet. Zu nennen wären hier die Konzepte der »Kontinente«, der »Kulturkreise« und erst recht der »nationalstaatlichen Container«, aber auch die Unterscheidungen »zwischen dem privaten und dem öffentlichen Raum, zwischen dem Raum der Familie und dem gesellschaftlichen Raum, zwischen dem kulturellen und dem nützlichen Raum, zwischen dem Raum der Freizeit und dem Raum der Arbeit« (Foucault 1991: 67). Zwar wurden diese imaginativen Geographien nicht (oder nur sehr selten) expliziert, sondern als *natürliche* oder *einzig mögliche* angesehen und dem wissenschaftlichen Arbeiten stillschweigend vorausgesetzt. Aber auch wenn die räumlichen Vorannahmen der modernen sozialwissenschaftlichen Rationalität damit weitgehend im blinden Fleck verborgen blieben, so sind die Sozialwissenschaften doch von Anbeginn an alles andere als »raumlos« gewesen:

»(...) space was not subordinated or invisible in Western intellectual thought at the fin de siècle. The frame of the emergent social sciences – where society was equivalent to the territory of the state – and of political discourse more generally (busily inventing or renegotiating the limits of the nation or empire as imaginary community) was inescapably spatial« (Ó Tuathail 1996: 24).

Vor diesem Hintergrund muten sowohl die Rede von einer traditionellen *Unterprivilegierung des Raums* als auch die komplementäre Rede von einem aktuellen *geographical turn* mehr als fragwürdig an – und es stellt sich die Frage, warum der »Gegenstand« der Geographie lange Zeit als so natürlich galt, daß er nicht einmal einer expliziten Erwähnung wert erschien.

Die Suche nach einer Antwort soll beim letzten Wort dieser Frage beginnen: dem Wort »natürlich«. Dieses Wort ruft Assoziationen an ein Erkenntnisprinzip hervor, das im Rahmen des vorangegangenen Teilstücks als grundlegend für die Produktion und Aneignung von Wirklichkeit beschrieben wurde. Dabei handelt es sich um das paradoxe Erkenntnisprinzip der Naturgeschichte, das – gekennzeichnet durch ein *Paradox der Sichtbarkeit* – all das natürlich erscheinen läßt,

was gesehen wird, weil es so gesehen wird, wie es gesehen wird. Oder anders ausgedrückt: Es handelt sich um dasjenige Erkenntnisprinzip, das all das natürlich erscheinen läßt, was sichtbar ist, und nicht »bedenkt«, daß das Sichtbare erst sichtbar gemacht werden mußte – und daß sich dieses Sichtbarmachen nur im Rahmen einer ganz bestimmten Ordnung vollziehen kann. Wird an dieser Stelle zudem noch einmal vergegenwärtigt, daß die Produktion einer bestimmten Wirklichkeit immer auch eine Verortung der Objekte beinhaltet; daß also die Verortung im Raum eine Basiskategorie jeglicher Repräsentationssysteme darstellt, dann erklärt sich die vermeintlich natürliche Qualität der geographischen Wirklichkeit recht schnell. Dann wird deutlich, daß sich im Prozeß der Ordnung/Verortung eine (je spezifische) Brille bildet, durch deren Gläser die geographische Wirklichkeit angeschaut und damit (re-)produziert wird.

Im Prozeß der Ordnung/Verortung findet demnach die – letztlich paradoxe – (Re-)Produktion vermeintlich natürlicher Räume statt. Sie ist insofern als paradox zu bezeichnen, als die (re-)produzierten Räume nichts anderes darstellen als *symbolische (Re-)Konstruktionen* der jeweils zum Tragen kommenden Ordnungs/Verortungs-Kriterien. Denn im Rahmen dieser symbolischen (Re-)Konstruktionen vollzieht sich, wie im Anschluß an Pierre Bourdieu formuliert werden kann, »eine heimliche Umkehrung von Ursache und Wirkung« (Bourdieu 1997: 93), im Rahmen derer der (re-)konstruierte und damit sichtbar gemachte (Erd-)Raum zur (ideologischen) Grundlage für diejenigen Kriterien der Verortung wird, mittels derer er selbst konstruiert wurde. Zu nennen wären hier etwa die Kategorien des »Eigenen« und »Anderen«, des »Wohlgesonnenen« und »Feindlichen«, aber auch des »Öffentlichen« und »Privaten«, des »Arbeitsbezogenen« und »Freizeitbezogenen«; eine Liste, die sich noch sehr lange fortsetzen ließe. Damit wird deutlich, daß es sich beim sichtbar gemachten (Erd-)Raum um einen *multipl binären Identifikationsraum* handelt: »Multipl ist dieser Raum, weil in ihm eine Mannigfaltigkeit von Unterscheidungen vorkommt, und binär ist er aufgebaut, weil es Unterscheidungen sind, die die Identifikation innerhalb dieses Raums ermöglichen (...)« (Naschi 1995: 447).

Es ist also die *heimliche Umkehrung von Ursache und Wirkung*, die die Natürlichkeit der geographischen Wirklichkeit garantiert, indem sie dafür sorgt, daß die natürlichen Räume sichtbar gemacht, *naturali-*

siert werden, während der Prozeß des Ordnen selbst, d.h. die Verortung nach ganz bestimmten Kriterien, unsichtbar bleibt. Und zwar so unsichtbar, daß er, wie der legendäre »Wald vor lauter Bäumen«, buchstäblich dem Blick entgeht. Imaginative Geographien stellen folglich vermeintlich natürliche räumliche Ontologien oder »Welt-Bilder« dar, die als so natürlich gelten, daß ihr konstruierter Charakter aus dem Blickfeld gerät. Damit kann aus der Problematisierung der Rede von einem angeblichen *geographical turn* folgender Schluß gezogen werden: Der geographische Mainstream (re-)produziert, wann immer er die Rede von einer »geographischen Wende« anstimmt und/oder aufgreift, das der modernen Rationalität zugrundeliegende Erkenntnisprinzip und damit letztlich die *Naturalisierung des Konstruierten*. Dies soll freilich nicht heißen, daß sich die Gefangenschaft im *Paradox der Sichtbarkeit* ausschließlich in der Rede von dieser Wende zeigen würde. Was hingegen gesagt sein soll, ist, daß diese Gefangenschaft auch und wohl besonders eindrücklich anhand dieses Beispiels deutlich wird. Und zwar nicht nur, weil der modernen Rationalität schon immer ganz bestimmte Raumvorstellungen zugrunde lagen. Sondern auch, weil der vermeintliche *geographical turn* nicht dazu beigetragen hat, den konstruierten Charakter der vermeintlich natürlichen geographischen Wirklichkeit sichtbar zu machen. Denn eine kritische Betrachtung der aktuellen Raumbegeisterung macht sehr schnell deutlich, daß unter dem Mantel dieser »Wende« meist die Verwendung jener Zentrum-Peripherie- oder Kern-Rand-Modelle gefeiert wird, die nicht zur Sichtbarmachung impliziter Geographien beizutragen vermögen, sondern bereits vorhandene *hidden geographies* (Agnew 1995: 380) weiterhin verdecken – oder neue »verborgene Geographien« implementieren.

So dürfte die Problematisierung der Rede vom *geographical turn* noch einmal deutlich gemacht haben, auf welche Weise ein ANDERES Denken die Objektivität des geographischen Blicks in Frage stellt. In dieser Eigenschaft ruft es dazu auf, mit unhinterfragten Überzeugungen zu brechen, vertraute Ordnungen in Frage zu stellen und die EIGENEN Denkschemata immer wieder zu überprüfen. Oder anders ausgedrückt: Es ruft dazu auf, von einem objektivistischen Zugriff auf die Wirklichkeit Abschied zu nehmen und sich, wie Armin Nassehi (1999: 359) in bezug auf die Soziologie formuliert, weniger auf die Beobachtung des wissenschaftlichen *Gegenstandes* als darauf zu konzentrieren,

wie dieser Gegenstand – auch in den EIGENEN Arbeiten – *beobachtet* und damit (re-)produziert wird. Doch auch wenn ein ANDERES Denken damit diejenigen Geographinnen und Geographen, die es ernst nehmen, auffordert, zu Erkenntnistheoretikerinnen und Erkenntnistheoretikern zu werden, dann bedeutet dies nicht, daß es ihnen umgekehrt zugestehen würde, die »wahr gewordenen« geographischen Wirklichkeiten – oder eben den *Gegenstand* – aus den Augen zu verlieren. Denn ein ANDERES Denken wird immer auch bemüht sein, mit diesen Wirklichkeiten – als Wirklichkeiten vielfältiger Ausschlüsse – zu kommunizieren. *Und* es wird bemüht sein, anderen, ausgeschlossenen Wahrheiten zu ihrem Recht zu verhelfen.

Damit befindet sich dieses Buch vollends im Zwischen-Raum eines ANDEREN Denkens. Denn die eben skizzierte Positionierung stellt nichts anderes als die »geographische Variante« jenes theoretisch-praktischen Dazwischen dar, das im Laufe der ersten Etappe auf »allgemeiner Ebene« erarbeitet wurde. Diese Variante kann im Anschluß an Stuart Hall (1997c) mit dem Begriff der *Transterritorialität* umschrieben werden: Die Transterritorialität resultiert aus einer Bewegung zwischen Identität und Differenz, zwischen taktischem Essentialismus und Hybridität, zwischen (gesellschafts-)politischem Engagement und (erkenntnis-)theoretischer Verunsicherung. Und ganz so, wie diese Bewegung ausdrücklich nicht das Ziel verfolgt, die Gegensätze zwischen diesen Polen aufzuheben, so fordert ein ANDERES Denken die Geographinnen und Geographen zwar dazu auf, zu Erkenntnistheoretikerinnen und Erkenntnistheoretikern zu werden, gesteht ihnen deshalb aber noch lange nicht zu, keine Geographinnen und Geographen mehr zu sein.

So zeigt sich letztlich, daß das Aufsetzen einer ANDEREN Brille nicht zwangsläufig bedeutet, sich den Diskussionen um Gegenstand oder Identität eines Faches grundsätzlich zu entziehen. Im Gegenteil: Nicht erst hier wird deutlich, daß auch in diesem Buch die einleitend erwähnte quasiautomatistische Selbstzensur nicht vermieden werden kann – ging es doch auf den letzten Seiten letztlich um eine Positionierung im disziplinpolitischen Feld – und auch gar nicht vermieden werden soll. Auch dieses Buch möchte »(noch) Geographie« sein, wobei allerdings offen bleiben soll, ob dieser Wunsch einem libidinösen Verhältnis zur geographischen Disziplin als einer vorgestellten Entität entspringt oder nicht. Aber die Alterität des ANDEREN Blickwinkels

besteht eben auch darin, diese Möglichkeit einzuräumen und nicht so zu tun, als sei die Entscheidung, ob der Inhalt eines Buches »(noch) Geographie« ist, von der *einen*, übergeschichtlichen und quasi-personalisierten geographischen Disziplin oder von der *einen*, übergeschichtlichen und quasi-natürlichen geographischen Wirklichkeit bestimmt.

Diesem Blickwinkel liegen zwei lediglich in heuristischer Hinsicht zu trennende Überzeugungen zugrunde. Erstens: Geographie, verstanden im disziplinär-disziplinierenden Sinne, *ist* nicht, sondern sollte als eine Disziplin verstanden werden, die im Rahmen wissenschaftssystemarer Auseinandersetzungen erst (re-)produziert wurde. Oder: die geographische Disziplin *ist* nicht, sondern wird »personalisiert« – wenn auch nicht zufällig:

»Now the intellectual division of labor has always been an untidy affair (...) but it is not completely arbitrary. It is always possible to provide reasons (historical reasons) for the boundaries being drawn this way rather than that one. Once those boundaries are established, however, they usually become institutionalized. All the apparatus of the academy is mobilized to mark and, on occasion, to police them. But these divisions do not correspond to any natural breaks in the intellectual landscape; social life does not respect them and ideas flow across them« (Gregory 1994: 10-11).

Und zweitens: Auch der Gegenstand dieser quasi-personalisierten Geographie *ist* nicht per se, sondern sollte als eine diskursiv produzierte, reproduzierte und transformierte Wirklichkeit betrachtet werden:

»Raum – Raumverteilung, Raumzuweisung – bleibt unter allen Umständen *kulturell definiert*, ist ein Bild, das sich ein vorwaltender kultureller Konsens von der Welt gemacht hat. Das gilt auch vom naturwissenschaftlich geordneten, das heißt aufgrund abstrakter Prämissen organisierten Raum. Auch vom »naturwissenschaftlichen Weltbild« müssen wir demnach sagen, dass es keineswegs als voraussetzungslos gelten darf – nur weil es seine Voraussetzungen »objektiv« nennt und lange nicht gezwungen war, sie zu reflektieren« (Muschg 1996: 50).

Auch die geographische Wirklichkeit *ist* also nicht, sondern wird im Rahmen vielfältiger Repräsentationsprozesse (re-)produziert – wenn auch nicht zufällig und wenn auch nicht nur von Geographinnen und



Geographen. Vor diesem Hintergrund kann das Ende dieser Etappe als eine Aufforderung gelesen werden, das Anbeten der *einen* Geographie und ihres »alte[n] Stammesgötze[n]« (Hard 1990: 12) einzustellen. An diese Aufforderung knüpft sich freilich nicht die Forderung, einen bisherigen Irrglauben durch eine möglichst aussichtsreiche und stringente Wissenschaftlichkeit zu ersetzen. Gefragt ist vielmehr die Entwicklung einer »politisch-fiktionalen (politisch-wissenschaftlichen)« (Haraway 1995: 36) Praxis – einer Praxis, die nicht zuletzt auch die Forschungsstrategien der Politischen Geographie bereichern kann. Dies jedenfalls stellt das Ziel der nächsten Etappe dar.

